

3. Das Museum als bürgerliche Bildungs- und Sammlungsinstitution (1821–1850)

Mit der Eröffnung des Naturwissenschaftlichen Museums bestand im Kanton Basel erstmals eine öffentliche Sammlungsinstitution, deren Hauptzweck in der Lehre und Forschung in den naturwissenschaftlichen Fächern auf Basis von Sammlungen und Sammlungsgegenständen bestand. Bernoulli und Merian waren nicht nur die ersten Professoren für naturwissenschaftliche Fächer an der Universität, sie waren auch die ersten Personen in der Stadt Basel, die beruflich für die Verwaltung eines Museums zu sorgen hatten. Als solches trugen sie die Verantwortung für den Unterhalt und die Aufbewahrung der ihnen anvertrauten Sammlungen und Objekte. Dafür bedurfte es aber eine Professionalisierung der Arbeit im Museum. Die erste Maßnahme hierzu bildete die Formulierung eines Museumsgesetzes, durch welche der Betrieb im Museum, sein Zweck und sein Verhältnis zu den bestehenden Bildungsinstitutionen geregelt und schriftlich festgehalten werden sollte. Eine weitere Maßnahme der Museumsverantwortlichen war es, die Öffentlichkeit, das heißt die Bürgerschaft, zur Förderung des Museumsbetriebs zu mobilisieren. Die gewünschte Unterstützung bestand zum einen in der finanziellen und materiellen Unterstützung des Museums durch Schenkungen von Geld, Büchern oder Sammlungsgegenständen. Zum anderen sollte die Bürgerschaft aktiv an dem sich aus dem Naturwissenschaftlichen Museum entwickelnden Diskurs über den Nutzen und die Notwendigkeit des naturwissenschaftlichen Wissens partizipieren. Dies konnte aber nur erreicht werden, wenn die Öffentlichkeit vom allgemeinen Nutzen des Museums und den durch sie repräsentierten Wissensbereichen für die ganze Gesellschaft überzeugt werden konnte. Die Überzeugungsarbeit war umso mehr nötig, als dass der allgemeine Nutzen der Naturwissenschaften unter der Bürgerschaft Basels nach wie vor infrage gestellt wurde. Im folgenden Teil geht es somit um jene Prozesse, Strategien und Praktiken, durch welche die Museumsverantwortlichen das Museum als die zentrale Sammlungs- und öffentliche Bildungsinstitution in den Naturwissenschaften zu etablieren und gleichzeitig die Öffentlichkeit vom Nutzen der Wissenschaften für die ganze Gesellschaft zu überzeugen versuchten.

3.1 ORGANISATION DES MUSEUMSBETRIEBS

Am 7. Januar 1822 genehmigte die Regenz der Universität Basel ein von Huber, Bernoulli und Merian verfasstes Gesetz über das Naturwissenschaftliche Museum, welches Betrieb und Organisation im Museum regelte. Der erste Punkt beschrieb den Zweck der neuen Anstalt: »Aufstellung, Unterhaltung, Vermehrung und Erleichterung der Benutzung der zum Unterricht zur Verbreitung und zur Förderung der Naturwissenschaften angelegten öffentlichen Sammlung«.¹ Dabei wurde die Anmerkung hinzugefügt, dass die Botanik, die nun ebenfalls Teil des naturgeschichtlichen Unterrichts war, vom Museum ausgeschlossen blieb, da für diese der botanische Garten bestand. In Paragraph zwei und drei wurde die Zuständigkeit über das Museum definiert. Die oberste Instanz war die Regenz der Universität. Sie stellte eine dreiköpfige Museumskommission zusammen, bestehend aus den Professoren für Naturgeschichte, Physik und Chemie sowie einem weiteren, frei wählbaren Mitglied der Regenz. Als drittes Mitglied der Museumskommission wurde neben den Professoren Merian und Bernoulli wenig überraschend Daniel Huber bestimmt. Das Amt des Vorstehers erhielt Peter Merian. Die Kommission konnte zudem außerordentliche Mitglieder einsetzen, »wenn es dem Besten der Anstalt zuträglich« war.² Die Kommission hatte zudem das Recht, Teile der Sammlung zu veräußern, wobei man die Sammlung von d'Annone explizit davon ausschloss.³ Die gesamte Regenz sollte sich einmal jährlich in dem Gebäude des Museums versammeln, um nach Eingang eines Jahresberichts die ganze Anstalt zu besichtigen und sich über ihren Zustand und die vorzunehmenden Verbesserungen zu beraten. Ebenfalls sah man vor, Sammlungen und Bibliothek wöchentlich einem allgemeinen Publikum zu öffnen, so lange »das Bedürfniss nicht einer häufigeren Öffnung« bestünde.⁴

Mit der Verabschiedung des Museumsgesetzes, dem ersten Gesetz in Basel, das explizit als Museumsgesetz bezeichnet wurde und das Verhältnis zwischen öffentlichen Institutionen zu den Sammlungsobjekten regelte, erhielt das Naturwissenschaftliche Museum seine eigentliche Bestimmung als eine öffentliche Anstalt zur Lehre und Forschung in den Naturwissenschaften auf Basis der sich in ihm befindlichen Objekte. Damit war aber die eigentliche Arbeit zur Einrichtung des Museums als Sammlungsanstalt und öffentliche Bildungsinstitution noch lange nicht abgeschlossen. Zum einen musste das chemische Laboratorium eingebaut werden, zum anderen befanden sich die naturhistorischen Gegenstände zum größten Teil noch in der Öffentlichen Bibliothek. Die

1 | Gesetz über das Naturwissenschaftliche Museum (NHMB Museums-Chronik, S. 1).

2 | Ebd., S. 1 f.

3 | Ebd., S. 2.

4 | Ebd., S. 3.

naturhistorischen Sammlungen erforderten nicht nur den Umzug mehrerer Tausend Objekte und des zur Aufstellung im neuen Gebäude notwendigen Mobiliars, sondern auch noch eine neue systematische Anordnung und Beschriftung entsprechend den aktuellen Klassifikationen in der Zoologie, Mineralogie und Geologie. Ebenfalls sah man vor, dass die naturhistorischen Bücher von der Öffentlichen Bibliothek in einem Raum im Museum unter der Verwaltung des Professors der Naturgeschichte aufgestellt würden, was wiederum die Anfertigung eines neuen Katalogs mit sich zog. Für alle diese Aufgaben standen Merian und Bernoulli, die auch noch ihrer Lehrtätigkeit nachkommen mussten, keine weiteren Arbeitskräfte zur Verfügung. Als einziger Angestellter des Museums erschien in den Rechnungsbüchern der Abwart, der sich allerdings nur bei Bedarf um Unterhalt und Reinigung des Gebäudes und nicht um die Sammlungen oder Organisation des Betriebs zu kümmern hatte. 1823 stellte die Museumskommission einen ersten Antrag an die Regierung zur Anstellung eines Gehilfen am Museum, was diese allerdings ablehnte.⁵

Das Museum erhielt hingegen Unterstützung vonseiten einiger Privatpersonen. Seit 1822 führte die Kommission Buch über sämtliche Geschenke, die dem Museum gemacht wurden.⁶ Bereits im ersten Jahr konnten dazu einige Einträge gemacht werden. Dabei handelte es sich um eine größere Zahl an Büchern, wobei die meisten davon aus dem Besitz von Merian und Bernoulli selbst stammten. Auch andere Bürger der Stadt vermachten dem Museum einige Objekte für die naturhistorische Sammlung oder den physikalischen Apparat. Der Bandfabrikant Johannes De Bary (1797–1873) stiftete »ein Stück weiß geschwefeltes Strontian aus Sizilien«⁷ und der ebenfalls in der Textilindustrie tätige Benedict Christ »eine ausgestopfte Schnepfe (*Scolopax rusticola*)« und Wilhelm Haas »einige mechanische Modelle«. Neben den Büchern überließen Bernoulli und Merian dem Museum einige Stücke aus ihren Privatsammlungen. Bernoulli schenkte eine Partie Mineralien, worunter sich auch ein 15 Zoll langer fossiler Stoßzahn eines Elefanten und ein Gipsabguss von einem »Mastodonzahn« befanden. Von Peter Merian gingen verschiedene physikalische Instrumente an das Museum sowie eine »bedeutende Sammlung von Insekten aus allen Ordnungen, doch mehrheitlich Käfer und Schmetterlinge, worunter auch nicht wenige Ausländer«.⁸ Hinzu kamen noch zwei Tafeln mit getrockneten Fischen und verschiedene weitere Naturalien.

5 | Merian, Peter: Geschichte der Naturforschenden Gesellschaft in Basel, S. 18.

6 | Verzeichnis der Geschenke, welche das Museum in Basel seit seiner Stiftung im Januar 1822 erhalten hat (NHMB).

7 | Es handelt sich dabei um Strontianit, ein Mineral, das von Friedrich Gabriel Sulzer (1749–1830) nach seinem Fundort 1790 bei der schottischen Ortschaft Strontian benannt wurde.

8 | Verzeichnis der Geschenke, S. 3.

Eine erste beachtliche Schenkung an das Museum erfolgte im Jahr 1823 und stammte vom Apotheker Hieronymus Bernoulli. Er übergab dem Museum ein ausgestopftes Zebra, einen ausgestopften weißen Bären, einen Wolf, eine weiße Katze, einen Fuchs, eine Gämse, eine Riesenschlange und zwei Krebse. Damit erhielt das Museum erstmals größere Wirbeltierpräparate, von denen bisher kaum welche in den Sammlungen der Universität vorhanden waren. Im selben Jahr verlagerte man rund 1 400 naturhistorische Bücher aus der Öffentlichen Bibliothek an den Falkensteinerhof, zusammen mit mehreren Dutzend weiteren Büchern, die Daniel Huber geschenkweise dem Museum übergab. Ebenfalls konnte die Einrichtung des chemischen Laboratoriums im Erdgeschoss des Gebäudes so weit vollendet werden, dass nun auch ein praktischer Unterricht im Museum stattfinden konnte. Damit war auch die räumliche Aufteilung des Gebäudes mehrheitlich festgelegt. Im Erdgeschoss befanden sich das chemische Laboratorium und der Physiksaal samt dem dazugehörigen Apparat an Instrumenten. Im oberen Stockwerk befanden sich die naturhistorischen Sammlungen und der Hörsaal. Im zweiten Stock sollte die Wohnung für den Abwart im Museum eingerichtet werden.

Auskunft über den weiteren Betrieb im Museum in den ersten Jahren geben hauptsächlich das Rechnungsbuch⁹, das seit Ende 1821 geführt wurde, sowie die ersten Berichte der Museumskommission, die Bernoulli und Merian zuhanden der Regenz 1827 verfasst haben.¹⁰ Für den Betrieb standen ab 1823 neben dem jährlichen Beitrag durch die Regierung von 800 Franken noch weitere 200 Franken zur Verfügung, die das Museum als Unterstützung von der gemeinnützigen, bereits 1777 von Isaak Iselin gegründeten *Gesellschaft zur Beförderung des Guten und Gemeinnützigen* erhielt. Die Ausgaben verteilten sich für die naturhistorische Abteilung auf die Anschaffung von Naturalien für die Sammlung und von Aufbewahrungsschränken, wobei Letztere zu Beginn die höheren Kosten verursachten. Daneben wurden jährlich auch Naturalien angeschafft, wobei diese nur in Ausnahmefällen detaillierter beschrieben wurden. Seltener waren die Ankäufe von Wirbeltieren, Fischen und Insekten. Ausnahmen waren eine im Jahr 1822 aus Marseille angekaufte »Sammlung von Seetieren, die in Weingeist aufbewahrt wurden«, und eine Sammlung inländischer Vögel, die zu einem »günstigen Preis« übernommen werden konnte. Die Sammlung von Vögeln sei allerdings in schlechtem Zustand gewesen, weshalb kurz nach dem Ankauf zahlreiche Präparate »ausgemacht« werden mussten. In der Physik und

9 | Rechnungen über Einnahmen und Ausgaben betreffend das Naturwissenschaftliche Museum. Angefangen im Jahre 1821 mit der Gründung der Anstalt (NHMB).

10 | Erster Bericht an E. E. Regenz über den Zustand der physisch-chemischen Abtheilung des naturwissenschaftlichen Museums abgelegt im Juni 1827 von Prof. Merian. Prof. der Physik u. Chem (NHMB Museums-Chronik, S. 9–12); Kurzer Bericht über die naturhistorische Abtheilung des Museum vom Jahre 1827 von Chr. Bernoulli (NHMB Museums-Chronik, S. 13–17).

Chemie gingen vor allem die Kosten für die Anschaffung der teuren Messinstrumente und Gerätschaften für den Unterricht in Physik und Chemie zulasten der Museumskasse. Bei der Anschaffung neuer Instrumente, für die man in den ersten fünf Jahren allein rund 5 000 Franken ausgab, hatte man laut Merian versucht, den Grundsatz zu befolgen, »in jedem Jahr wenigstens ein solches größeres Instrument anzukaufen«, um mit den zur Verfügung stehenden Mitteln, »wenn auch nicht sogleich, doch in einer Reihe von Jahren eine Sammlung zu bilden, die unserer wissenschaftlichen Anstalt zu einiger Zierde gereichen mag«. Sämtliche Instrumente hätten »übrigens bis dahin bei den Vorträgen der Physik, die sowohl an der Universität als auch am Pädagogium in jedem Jahre gehalten worden sind, einen wesentlichen Nutzen geleistet« und so durfte man »die Hoffnung hegen, dass [...] mit den Jahren, in denen der Apparat an Erhablichkeit gewinnt, sein Zweck auch auf eine immer vollkommener Weise erreicht werden wird«.¹¹ In den Anschaffungskosten waren immer auch die Transportkosten enthalten, denn viele der Instrumente mussten aus Paris oder London bezogen werden.

Neben den zahlreichen Anschaffungen für die Forschung und Lehre standen jährlich Kosten für die Unterhaltsarbeiten durch den Abwart an, wie die Reinigung der Zimmer oder kleinere Reparaturen. Besonders kostspielig war die Anschaffung von Büchern. Allein der Ankauf eines handkolorierten mineralogischen Werks des englischen Naturforschers James Sowerby (1757–1822), der *Mineral Conchology of Great Britain*, im Jahr 1824 kostete 335 Franken. Auch die Infrastruktur und das Mobiliar nahmen einen großen Teil des Budgets in Anspruch. So gab man im selben Jahr rund 500 Franken aus. Handwerkerarbeiten und Abwart kosteten zusammen nochmals über 300 Franken. Weitere, nicht im Detail aufgeführte Kostenpunkte in diesem Jahr waren die Abschrift eines ersten Katalogs, der Druck von Etiketten für die Objekte sowie das Ausstopfen von Tieren.

Dank des neuen Raums und den zahlreichen Schränken bot sich nun Platz für eine Neuordnung der bestehenden Sammlungen aus der Öffentlichen Bibliothek, die zum größten Teil aus Mineralien und Versteinerungen bestanden hatten. Dieser Aufgabe nahm sich aber laut dem Reisebericht des Heidelberger Mineralogen Heinrich Georg Bronn (1800–1862) nicht Bernoulli an, der eigentlich als Professor der Naturgeschichte für diese Abteilung zuständig gewesen wäre, sondern Merian. Bronn hatte Basel auf seiner »naturhistorisch-ökonomischen Reise« im Sommer 1824 besucht. In seinem Reisebericht schrieb er, dass er von Basel zwar nur wenig zu berichten hätte, weil das meiste bereits bei Andree nachgelesen werden könnte, jedoch habe er hier Professor Merian getroffen. Dieser sei »eben sehr beschäftigt mit dem Ordnen der Versteinerungen der akademischen Sammlung« gewesen, »welche reich ist an interessanten Gegen-

ständen«. ¹² Von Merian ließ sich Bronn durch die Sammlungen des Museums führen und bekam einige Gegenstände zu sehen. Er erwähnte vor allem die Stücke, welche bei Knorr abgebildet wurden, also jene, die aus der Sammlung von d'Annone stammten. Merian habe Bronn zudem mitgeteilt, dass er beabsichtige, »die interessanteren Gegenstände in Bälde zu beschreiben und abzubilden«. ¹³ Auf die Herausgabe eines gedruckten Katalogs des Museums hätte sich Bronn umso mehr gefreut, als dass es Merian leicht sein würde, »noch andere Sammlungen der Schweiz mit Musse zu benutzen, und so über Manches durch wechselseitige Vergleichung und Ergänzung besser ins Reine zu kommen«. Nebenbei habe er von Merian zudem noch die Nachricht erhalten, dass die Sammlung von Amman in Schaffhausen »vor einigen Jahren nach England gewandert sei, für das Britische Museum bestimmt«. ¹⁴ Leider handelt es sich bei dem Bericht von Bronn um die einzige und nicht sonderlich aussagekräftige Beschreibung eines Auswärtigen über die inneren Zustände im Museum in den ersten Jahren seines Bestehens.

Was aber aus diesen kurzen Berichten hervorgeht, ist, dass die Sammlungen aus der Öffentlichen Bibliothek im Naturwissenschaftlichen Museum in einer neuen Ordnung aufgestellt wurden. Bis anhin waren die Sammlungen entsprechend den Sammlern voneinander getrennt und man sprach jeweils von der Annonischen, Brucknerschen oder Frey'schen Sammlung. Merian, der sich als Professor der Chemie und Physik gewissermaßen ehrenamtlich als Konservator der naturhistorischen Abteilung betätigte, löste die ehemalige individuelle oder personelle Struktur der privaten Naturalienkabinette auf, um sie zu einer nach einer »wissenschaftlichen« Systematik geordneten mineralogischen Sammlung zu vereinen. Es kann hier allerdings nicht genauer bestimmt werden, nach welchem System und welcher Struktur die Sammlungen tatsächlich geordnet wurden.

Seit der Gründung des Naturwissenschaftlichen Museums kam es an der Universität Basel zu einigen personellen und strukturellen Veränderungen, die auf den Betrieb und die Betreiber des Museums Auswirkungen hatten. Die Studierendenzahlen waren seit der Reorganisation der Universität in allen Fakultäten weiterhin noch mehrheitlich unbefriedigend geblieben. Vor allem die Medizinische Fakultät und der dortige Unterricht konnten die Erwartungen der Bürgerschaft nicht erfüllen. Hier bewegte sich die Zahl der Studierenden zwischen vier und zehn und mit Johann Rudolf Burckhardt war nur eine der

12 | Bronn, Heinrich Georg: Ergebnisse meiner naturhistorisch-öconomischen Reisen. Erster Teil. Briefe aus der Schweiz, Italien und Südfrankreich im Sommer 1824. Heidelberg, Leipzig 1827, S. 8.

13 | Ebd., S. 9.

14 | Ebd., S. 10.

eigentlich vier vorgesehenen Professorenstellen besetzt.¹⁵ Dieser beklagte sich in mehreren Schreiben an die Regenz, dass mit den zur Verfügung stehenden Räumen und Mitteln die Ausbildung von Ärzten und Chirurgen gerade in der Anatomie so gut wie gar nicht durchgeführt werden könnte, was er vor allem auf den Mangel an Leichen für die Sektionen zurückführte.¹⁶ Als Gegenmaßnahme legte man die Fächer Anatomie, Chirurgie und Geburtshilfe in einer Professur zusammen und schrieb die neue Stelle aus. Unter den Bewerbern befand sich Carl Gustav Jung (1794–1864), ein aus Deutschland stammender Mediziner, der aufgrund politischer Unruhen das Land verlassen hatte und sich zeitweilig in Paris aufhielt. Im Sommer 1822 wurde Jung zum Professor ernannt und erhielt den Auftrag, Vorschläge zur Verbesserung des allgemeinen medizinischen Lehrbetriebs in einem Bericht vorzulegen. Jung kritisierte zum einen die Aufteilung der Fächer als sehr ungünstig, weil der Professor der Anatomie gleichzeitig auch Geburtshilfe und Chirurgie unterrichten sollte. Zudem bemerkte er, dass es vor allem an der nötigen Infrastruktur und einer anatomischen Sammlung fehlte.

Ein gut eingerichtetes anatomisches Kabinett ist jeder Anstalt, an welcher die Lernenden gründlich gebildet werden sollen, höchst nötig. Insbesondere aber dann, wenn man nicht täglich über frische Kadaver disponieren kann, und wo oft zu den Vorträgen über Anatomie Präparate müssen genommen werden. [...] Aus dem anatomischen Kabinett nimmt der Lehrer der Physiologie die Belege für die ausgesprochenen Sätze. In dem anatomischen Kabinett frischt sich der Lernende das Bild auf, das ihm der Lehrer vorgelegt hat [...] und ist es, wo der Wundarzt, ehe er zur Operation schreitet noch einmal den Lauf der Nerven und Arterien übersieht.¹⁷

Als erste Maßnahme stellte die Universität einen Lektor für Physiologie an, der nun den theoretischen Unterricht über den Aufbau des menschlichen Körpers übernahm und die Professur von Jung wurde wieder auf die Anatomie beschränkt.¹⁸ Im Laufe des Jahres 1823 gab Jung seine Vorschläge zur Verbesserung des medizinischen Unterrichts in Druck und stellte sie damit der breiten Bürgerschaft vor.¹⁹ Darin forderte Jung unter anderem den Ausbau des anatomischen Theaters und besonders die Anlegung einer anatomischen Sammlung mit Präparaten von menschlichen Körperteilen als Mittel für den Unterricht.

15 | Kolb, Werner: Geschichte des anatomischen Unterrichts an der Universität Basel. 1460–1900. Basel 1951, S. 92–104.

16 | Ebd.

17 | Jung, Carl Gustav: Entwurf zur Errichtung einer theoretischen medizinisch-chirurgischen Lehranstalt (StABS, Erziehung AA 1).

18 | Kolb: Geschichte des anatomischen Unterrichts, S. 110–112.

19 | Jung, Carl Gustav: Können in Basel die nöthigsten Hilfsanstalten zur Förderung medicinischer Studien gegründet werden? Basel 1823.

Die Umstrukturierung der medizinischen Fakultät erforderte einiges an Geld, was offenbar nicht von allen Personen in Basel gutgeheißen wurde. 1823 erschien eine anonyme Schrift mit dem Titel *Ist die Aufstellung einer vollständigen medizinischen Fakultät für den Stand Basel empfehlenswert*.²⁰ Darin rief der Autor zur gänzlichen Abschaffung der medizinischen Fakultät auf. Angesichts der hohen Kosten zur Besoldung der ordentlichen Professoren und der nötigen Investitionen in passende Unterrichtssäle und der äußerst geringen Zahl an Studierenden an der medizinischen Fakultät sei eine volle medizinische Fakultät überflüssig. Vielmehr sollten die durch Abschaffung der Medizin frei werden Mittel darauf verwendet werden, die potenziellen Studierenden bestmöglich auf ein Studium im Ausland vorzubereiten oder Stipendien in Aussicht zu stellen. Sie würden an einer der großen Universitäten in Deutschland, Frankreich oder einer anderen europäischen Nation zu besseren Ärzten ausgebildet und könnten sich als solche umso effektiver um die medizinischen Bedürfnisse in ihrer »Vaterstadt« kümmern. Die Kritik betraf aber nicht nur die Medizinische Fakultät, vielmehr stellte der Autor gleich die ganze Universität Basel infrage.

Peter Merian verfasste darauf eine Gegenschrift, in der er die vorgebrachten Kritikpunkte widerlegte. In einem Punkt sprach Merian vor allem vom Vorteil der öffentlichen Lehranstalten, die einem breiteren Publikum Teilnahme am wissenschaftlichen Unterricht ermöglichten. Dazu zog er das Beispiel der Akademie Genf heran. In Genf hielten »an dem akademischen Museum [...] die ordentlichen Professoren der Akademie, in den naturwissenschaftlichen Fächern vornehmlich, eine Reihe von Vorlesungen, welche von einer großen Anzahl meist schon gereifterer, einheimischer und fremder Zuhörer besucht« würden.²¹ Es hätten des Weiteren »durch die Beiträge der Bürger, und durch Aufopferung des Staats und der Behörden die naturwissenschaftlichen Sammlungen eine bedeutende Ausdehnung erlangt, ein botanischer Garten ist nach einem weit umfassenden Plane gegründet, das astronomische Observatorium erneuert« worden. In Genf sah Merian »einen regen Sinn für die Wissenschaft«, den er aber in dieser Ausdehnung in Basel noch vergeblich suchte.

In der öffentlich geführten Debatte über die Weiterführung der Medizinischen Fakultät artikulierte sich das noch immer gespannte Verhältnis der Basler Bürgerschaft zur Universität und zu den Wissenschaften im Allgemeinen. Die Universität stand dabei unter einem Legitimationszwang, wobei Merian in der Öffnung, das heißt in öffentlich zugänglichen Vorträgen und in den öffentlichen wissenschaftlichen Anstalten wie dem Museum oder dem botanischen

20 | Anonym: *Ist die Aufstellung einer vollständigen medizinischen Fakultät für den Stand Basel empfehlenswert*. Basel 1823.

21 | Merian, Peter: *Einige Worte zur Beleuchtung der Schrift Ist die Aufstellung einer vollständigen medizinischen Fakultät für den Stand Basel empfehlenswert?* Basel 1823, S. 26.

Garten ein Potenzial sah, die Bürgerschaft vom allgemeinen Nutzen und der Notwendigkeit der Wissenschaften zu überzeugen. Diese Meinung schienen auch die Regenz der Universität und der Erziehungsrat zu teilen. Im Januar 1824 bewilligten sie die Kredite für die von Jung vorgeschlagenen Einrichtungen. Zur Benennung der neuen anatomischen Anstalt, bestehend aus Sammlung, Hörsaal und Sektionssaal, also einer Kombination aus Lehr- und Studiensammlung, einem Raum für Vorträge und einem für praktische Demonstrationen, griff man auf einen nun bereits etablierten Begriff zurück und sprach in der Folge vom Anatomischen Museum. Auch die öffentliche Zugänglichkeit wurde bedacht und so konnte die Sammlung der Anatomie jeweils am Sonntagvormittag oder auf Voranmeldung von einem breiten Publikum besucht werden.²² Mit dem Naturwissenschaftlichen Museum und dem Anatomischen Museum verfügte die Universität 1824 schon über zwei Einrichtungen zur Aufbewahrung von Gegenständen für die universitäre Lehre und Forschung, die zu bestimmten Zeiten öffentlich zugänglich waren.

Bei der jährlichen Feier des Pädagogiums zur Beförderung der Schüler und der Eröffnung der Lehrkurse hielt 1826 Peter Merian die Festrede. Er widmete sie der *Übersicht über den Zustand der Kenntnis der Naturkunde des Kantons Basel*.²³ Darin hob er besonders die Notwendigkeit hervor, sich intensiver mit der lokalen Natur rund um die Stadt Basel zu beschäftigen. Es genügte aus »allgemein wissenschaftlicher Hinsicht [...] nicht mehr die Mannigfaltigkeit der Naturscheinungen gesondert aufzufassen«, sondern man müsste sich auf einzelne Gebiete beschränken und »genaue Lokalbeschreibungen« anstellen.²⁴ Erst durch »das gründliche Studium der lokalen Verhältnisse«, so Merian, könnte die »Natur in ihrer Gesamtheit« erfasst werden. Dies betraf auch die Praxis des Sammelns, denn es sollte »bei Anlegung von Sammlungen dem Einheimischen eine besondere Aufmerksamkeit gewidmet werden«. Wiederum wies Merian mehrfach auf die hohe Bedeutung der Sammlungen hin, weil nur sie »einen direkten Vergleich und eine Zusammenstellung« der Naturgegenstände ermöglichten, die in der Natur oft sehr entfernt liegen. Man sollte aber in eben solchen Sammlungen nicht nach Vielfalt, sondern nach Vollständigkeit streben, wobei eine Vollständigkeit nur erreicht werden könne, wenn man sich geografisch begrenzt. »In dieser Beziehung«, schloss Merian, »kann jede Sammlung, seien ihre Grenzen auch noch so eng vorgesteckt, für die Wissenschaft von Wichtigkeit werden.«²⁵

22 | Bericht über die Verhandlungen der Naturforschenden Gesellschaft in Basel 1 (1835), S. 88.

23 | Merian, Peter: *Uebersicht des Zustandes unserer Kenntnis der Naturkunde des Kantons Basel*. Basel 1826.

24 | Ebd., S. 3.

25 | Ebd., S. 4

Im weiteren Vortrag fasste Merian sämtliche ihm bekannten Schriften aus den einzelnen Bereichen der Naturkunde zusammen. Er begann mit der allgemeinen Landesbeschreibung, wobei er zu deren Bezeichnung die Begriffe Geografie und Topografie wählte. In der zweiten Abteilung fasste er die physikalischen Verhältnisse zusammen. Dazu rechnete er meteorologische Beobachtungen und erwähnt vor allem jene von Johann Jakob d'Annone und seines Großvaters Abel Socin sowie weitere von Daniel Huber und verschiedene einzelne Schriften, die aber alle aus dem vorherigen Jahrhundert stammten. Daraufhin ging Merian auf die Kenntnisse in der Zoologie der Gegend um Basel ein, welche nach ihm aber noch lange fortgesetzter Forschungen bedürften, um auf einen befriedigenden Stand zu kommen. Zwar seien die Arten der Säugetiere und Vögel weitestgehend bekannt, doch wäre es zu wünschen, »in einer Sammlung, und die Öffentliche würde sich allerdings hierzu am besten eignen, alle Säugetiere, Vögel, Amphibien [...] vereinigt zu sehen«.²⁶ Auch die Sammlungen der Fische und der Insekten seien weit davon entfernt, als dass sie auf eine dem »Zustand der Wissenschaft entsprechende Weise zusammengeordnet« seien und so der Öffentlichkeit präsentiert werden könnten. Es hätten zwar schon einige Sammlungen von Schmetterlingen und Käfern bestanden, doch hätten sich für die anderen Ordnungen der Insekten »nur wenig Bearbeiter und Sammler« gefunden.²⁷ Eine der wenigen Personen, die sich in diesem Bereich ausgezeichnet hätten, sei Johann Jakob Hagenbach (1802–1825) gewesen, der aber frühzeitig verstorben war. Gänzlich vernachlässigt habe man die Muscheln, Schnecken und Würmer, für die bisher, außer in Ansätzen der vormals genannte Hagenbach, kein Sammler in und um Basel eine systematische Beschreibung und Erfassung einzelner Arten versucht habe.

Besser als um die Zoologie sei es indessen um die Botanik bestellt gewesen. Zur Darstellung der Kenntnisse über die lokale Flora bezog sich Merian ebenfalls auf bereits bestehende Werke der Basler Botaniker, darunter Bauhin, Stehelin und de Lachenal.

Die Gebirge der Gegend um Basel hätten aufgrund ihrer »ziemlich einfachen Zusammensetzung« keinen großen Reichtum an Mineralien dargeboten. Dafür zeichneten sie sich durch eine Vielzahl an Versteinerungen aus. Des Sammelns dieser Naturgegenstände hätten sich seit einer Reihe von Jahren schon einige Basler Bürger angenommen, womit Merian einmal mehr auf die Sammeltätigkeit des Pfarrers Annoni, des Professors d'Annone, Bruckners und Freys verwies. Auch die Sammlung des Apothekers Bernoulli sei reich gewesen an einheimischen Versteinerungen. Um aber eine Vollständigkeit in diesem Fach zu erzielen, sei das Mitwirken vieler Sammler noch immer wünschenswert.²⁸

26 | Ebd., S. 10.

27 | Ebd.

28 | Ebd., S. 12 f.

Merians Rede kam einem Appell an die Basler Bürgerschaft gleich, sich an der Erforschung der lokalen Natur zu beteiligen. Merian hielt seine Rede ja nicht nur vor den Schülern des Pädagogiums, den zukünftigen Studenten, sondern auch vor deren Eltern und damit hauptsächlich vor den Mitgliedern der wohlhabenden Basler Bürgerschaft. Die Betonung des Lokalen diente Merian aber weniger der Erweckung »vaterländischer« oder »patriotischer« Gefühle, sondern sollte auch dem Sammeln aus privaten Motiven Einhalt gebieten. Merian stellte das Sammeln von Naturalien wie auch die Naturforschung im Allgemeinen in eine lokale Tradition, wozu er die Leistungen der Basler Naturaliensammler im 18. Jahrhundert besonders würdigte. Er bat die Bürgerschaft um Mithilfe, die Kenntnisse über die Natur im Kanton Basel zu vervollständigen. Als Gradmesser dieser »Vollständigkeit« verwies Merian auf den Zustand der Sammlungen, die er stets auch als »öffentlich« und somit als Allgemeingut bezeichnete. In seiner Rede machte Merian deutlich, an welchem Ort die Gegenstände aus der Natur, die Beobachtungen und Messungen zu Topografie, Klima oder Gewässer, also sämtliche Beiträge an die Naturkunde der Region um Basel zusammengetragen werden sollten: im Naturwissenschaftlichen Museum.

Merian sprach nun nicht mehr von der Naturgeschichte, die es bloß zu beschreiben galt, sondern von Naturkunde, wodurch auch das Verstehen und Erklären der Naturphänomene ins Zentrum des Interesses der Naturforschung rückte. Zur Förderung dieses Wissens über die Natur war die Anwendung der unterschiedlichen »Zweige der Wissenschaft« nötig. Explizit erwähnte er die Geografie, Topografie, Chemie und Physik, Zoologie, Botanik, Mineralogie, wobei er in Zusammenhang mit der »Gebirgskunde« sowohl von Geognosie als auch von Geologie sprach. So zeichnete sich in Merians Rede eine zunehmende Diversifizierung der Naturforschung oder Naturkunde in einzelne Teildisziplinen ab, was zukünftig auch den Betrieb im Naturwissenschaftlichen Museum maßgebend beeinflussen sollte.

In den 1820er-Jahren erfolgten einige entscheidende Veränderungen im Naturwissenschaftlichen Museum und der naturwissenschaftlichen Lehre an der Universität Basel. Im März 1827 bewilligte Regenz und Regierung die seit Langem ersuchte Anstellung eines Gehilfen.²⁹ Dieser sollte sich um Unterhalt und Pflege der Sammlungen kümmern. Die Stelle des Gehilfen erhielt Ludwig Imhoff (1801–1868).³⁰ Imhoff hatte von 1814 bis 1817 gemeinsam mit Johann Jakob Hagenbach die Hopfische Privatschule besucht. Anschließend trat er ins Pädagogium ein, wo er im letzten Jahr bereits erste Vorlesungen in der Naturgeschichte bei Bernoulli hörte. Darauf begann er das Studium der Medizin, zuerst

29 | Befugnis eines Gehilfen bey dem naturwissenschaftlichen Museum genehmigt von E. E. Regenz den 22. März 1827 (NHMB Museums-Chronik, S. 3 f.).

30 | Zur Biografie Imhofs vgl. Rütimyer, Ludwig: Ludwig Imhof. In: Verhandlungen der Schweizerischen Naturforschenden Gesellschaft 52 (1868), S. 229–240.

in Basel, dann in Heidelberg, Halle und Berlin. 1826 war er als promovierter Mediziner nach Basel zurückgekehrt und bald darauf der Basler Naturforschenden Gesellschaft beigetreten. Dort hat er sogleich das Amt der Sekretärs und Protokollführers übernommen. Neben seiner Arbeit als praktischer Arzt galt sein Hauptinteresse der Zoologie, insbesondere der Entomologie. Als Gehilfe im Museum wurde er mit der Aufsicht über die noch nicht weit fortgeschrittene zoologische Sammlung betraut. Gleichzeitig erhielt er auch das Recht, als Privatdozent Vorlesungen in der Zoologie an der Universität Basel zu halten. Die viermal wöchentlich stattfindenden Vorlesungen ergänzte er mit Demonstrationen und Repetitionen im Museum, wobei er im Vorlesungsverzeichnis seine eigene Fachabteilung als »zoologisches Museum« bezeichnete.³¹ Die Vorlesungen in der Zoologie fanden aber nicht an der philosophischen Fakultät oder im Rahmen der Lehre in der Naturgeschichte statt, sondern waren der medizinischen Fakultät zugewiesen.

Infolge der Reorganisation der medizinischen Fakultät hatte man 1826 auch eine neue außerordentliche Professur für Botanik eingerichtet, die nun allerdings nicht mehr zur medizinischen, sondern, wie bereits im Universitätsgesetz von 1818 vorgesehen war, zur philosophischen Fakultät gehörte. Die Universität hatte die Stelle nicht ausgeschrieben, sondern im September 1826 direkt den aus Deutschland stammenden und nach Paris ausgewanderten Johannes August Christian Röper (1801–1885) berufen. Dieser übernahm nicht nur die Vorlesungen in der Botanik, sondern erhielt auch die Leitung über den botanischen Garten.³² Röper legte den Schwerpunkt stärker auf die allgemeine Botanik und die Pflanzenphysiologie als auf die medizinische Verwendung der Pflanzen, hielt aber noch immer Vorlesungen an der medizinischen Fakultät.

Im Sommer 1827 erkrankte Peter Merian an einem nicht näher bestimmbar Brustleiden, welches ihm das Atmen und Sprechen erschwerte. In der Folge zog er sich sowohl von seiner Lehrtätigkeit als auch von den Aktivitäten der Naturforschenden Gesellschaft und von seiner Arbeit im Museum zurück.³³ Die Abwesenheit Merians machte sich in einer Abnahme der regelmäßigen Treffen der Naturforschenden Gesellschaft bemerkbar. In den beiden Jahren 1827 und 1828 fanden lediglich fünf Vorträge statt.³⁴ Zur Weiterführung der Vorlesungen in Physik und Chemie suchte Merian persönlich nach einer pas-

31 | Universität Basel, Verzeichnis der Vorlesungen 1829. In: Intelligenzblatt der Allgemeinen Literatur-Zeitung. April 1829, Halle, Leipzig, S. 281–283.

32 | Vgl. dazu die Biografie Röpers in: ADB 29 (1889), S. 149–152.

33 | Über den Krankheitsverlauf von Peter Merian besteht eine eigene Akte, basierend auf Merians Korrespondenz, vgl. Krankheitsgeschichte von Peter Merian, Professor der Physik an der Universität zu Basel; geb. 20. Dezember 1795 (StABS, Privatarchive 513 II C 13).

34 | Verhandlungen der Allgemeinen Schweizerischen Gesellschaft für die Gesamten Naturwissenschaften 14 (1828), S. 13–17.

senden Stellvertretung. Er suchte diese nicht unter den Basler Kollegen, sondern hatte seinen Blick ins Ausland gerichtet. Von Röper hatte Merian von Johann Friedrich Engelhart (1797–1857) erfahren, einem »aufstrebenden« Chemiker, den Röper in Paris kennengelernt hatte. Die Anfrage Merians im Sommer 1828 lehnte Engelhart allerdings ab, da er bereits eine Stelle als Professor an der Gewerbeschule in Nürnberg in Aussicht hatte. Er empfahl Merian einen gewissen Christian Friedrich Schönbein (1799–1868), der sich ebenfalls in Paris aufhielt. Bei Engelhart holte sich Merian nähere Auskunft über den ihm unbekannten Schönbein ein.³⁵ Die Auskunft fiel äußerst positiv aus, worauf Merian Schönbein nach Basel einlud. Schönbein erreichte im Oktober 1828 Basel und übernahm bereits im Wintersemester probeweise die Vorlesungen in Physik und Chemie. Im folgenden Monat wurde er Mitglied der Naturforschenden Gesellschaft.

Im selben Jahr, als Schönbein die Stellvertretung Merians antrat, berief die Universität Karl Friedrich Meisner (1800–1874), Sohn des 1825 verstorbenen Professors der Naturgeschichte an der Akademie in Bern³⁶, auf den Lehrstuhl für Physiologie an der medizinischen Fakultät. Meisner hatte an den Universitäten in Wien, Paris und Göttingen studiert und an Letzterer zum Doktor der Medizin promoviert. Nach seiner Promotion lehrte er kurze Zeit an der Akademie in Bern, zog aber bald nach Genf, wo er als Assistent des dortigen Professors Augustin-Pyramus de Candolle seinem Hauptinteressensgebiet, der Botanik, nachgehen konnte. Mit Jung, Röper, Schönbein und Meisner waren Ende 1828 somit bereits vier Lehrstühle der Universität Basel mit ausländischen Naturwissenschaftlern besetzt. Bei allen Berufungen spielte die Vermittlungsarbeit von Peter Merian und Christoph Bernoulli eine entscheidende Rolle. Im Zusammenhang mit der Anstellung Imhofs als Gehilfen und der Neubesetzung der Lehrstühle lässt sich an der Universität Basel Ende der 1820er-Jahre deutlich von einer zunehmenden Professionalisierung des Museumsbetriebs als auch von einer Diversifizierung und Spezialisierung der Naturwissenschaften sprechen.

Die zunehmend professionellen Strukturen im Museum führten zu Meinungsverschiedenheiten darüber, wie eine naturhistorische Sammlung zu unterhalten sei. Im Herbst 1829 hielt Imhoff in der Naturforschenden Gesellschaft Basel einen Vortrag mit dem Titel »Schilderung des Zustands des zoologischen Museums«. Über den genauen Inhalt des Vortrages ist zwar nichts Genaueres

35 | Die Suche nach einer Stellvertretung beschrieb Merian in seinem Nachruf an Christian Friedrich Schönbein. Merian, Peter: Erinnerung an Prof. Christian Friedrich Schönbein. Vorgetragen in der Sitzung der Naturforschenden Gesellschaft vom 4. November 1868. In: Verhandlungen der Naturforschenden Gesellschaft Basel 5 (1868), S. 341–352.

36 | Karl Friedrich Meissner änderte seinen Nachnamen von Meisner zu Meissner.

bekannt, doch gab der Vortrag Bernoulli Anlass zu einer Stellungnahme.³⁷ Laut Bernoulli habe Imhoff eine für seine Kollegen »keineswegs schmeichelhafte Darstellung« der Zustände im Museum gegeben. Er hätte Bernoulli mit dem Vorwurf konfrontiert, die Sammlung zu vernachlässigen. Dem entgegnete er, dass er als Direktor des naturhistorischen Museums neben der Lehre und seiner »Beschäftigung in anderen Wissenschaften« nicht auch noch mit den notwendigen »Handarbeiten« beauftragt werden könnte, sondern für diesen Zweck weiteres Personal angestellt werden müsste. »Wie weit«, so fragte Bernoulli im Bericht, »würde es wohl ein Professor der Anatomie mit seinem Kabinett ohne Prosektor, ein Professor der Botanik ohne Gärtner bringen?«³⁸ Er sprach auch die krankheitsbedingte Abwesenheit Merians an, der sich stets freiwillig um die Besorgung der naturhistorischen Bibliothek gekümmert hätte, weshalb jetzt auch diese Arbeit auf Bernoulli zurückfallen würde. Er bat deshalb die Regenz, die Arbeit in der Bibliothek einem neuen Bibliothekar oder Merians Stellvertreter Schönbein zu übertragen. Als Reaktion auf Bernoullis Bericht wurde Imhoff von der Regenz um Abfassung einer eigenen Darstellung der Zustände in der zoologischen Abteilung gebeten.³⁹ Wie Bernoulli bemängelte Imhoff das Fehlen von qualifizierten Arbeitskräften für den Unterhalt der Sammlungsobjekte. Man hätte seit der Eröffnung des Museums mit ihm zwar einen Gehilfen angestellt, doch fehlte noch immer die Stelle eines fähigen Präparators, der sich um das Ausstopfen von Tieren und die Pflege der Exponate kümmerte. Er bedauerte, dass ihm niemand zur Seite stand, der mit dem »Ausstopfen und dem Zubereiten der Säugetiere und Vögel vertraut« gewesen wäre. Imhoff sprach direkt konservatorische Probleme in den Beständen an. Eine Anzahl Tiere hätte von ihm entfernt werden müssen, weil sich in ihnen Insekten festgesetzt hatten und die Präparate zerstörten. Davon seien vor allem die Vögel betroffen gewesen, von denen er über ein Dutzend entsorgen musste. Die restlichen hätte er im Sommer »einer möglichst starken Ofenhitze ausgesetzt, um die Larven schädlicher Insekten, welche etwa in jenen enthalten wären, zu vertilgen«. Einige neue ausländische Vögel, die er von Professor Jung als Geschenk für das Museum erhalten hatte, übergab er zur Präparation einem Ausstopfer in Aarau.⁴⁰

Auch bei den Käfern sei es nötig gewesen, »eine neue Sammlung [...] aufzustellen, da sehr viele der alten Sammlung mit Schimmel bedeckt und durchaus unkenntlich« geworden sind. Überhaupt sei der zoologische Teil des Museums noch immer sehr unvollständig. Er habe jedoch bereits eine recht umfangreiche

37 | Bernoulli, Christoph: Bericht an die Regenz über die naturhist. Abtheilung des Museums 17. November 1829 (NHMB Museums-Chronik, S. 17–22).

38 | Ebd., S. 18.

39 | Bericht an hochlöbl. Regenz über den Zoologischen Theil des Naturhistorischen Museums, 1829, Ludwig Imhof (NHMB Museums-Chronik, S. 23–25).

40 | Ebd.

Sammlung von Amphibien in Weingeist angelegt. Auch an einheimischen Fischen konnte er dem Museum einiges hinzufügen, wobei er angab, dass er die meisten davon auf dem lokalen Fischmarkt gekauft habe.⁴¹

Das Naturwissenschaftliche Museum als eine multifunktionale Einrichtung, in der sowohl die Naturwissenschaften gelehrt als auch sämtliche Sammlungsobjekte aus der Zoologie, der Geologie, die Apparate und Gerätschaften der Physik und Chemie und zudem noch alle zu diesen Fachbereichen gehörigen Bibliotheken in einem Gebäude vereinigen sollte, kam gegen 1830 mehr und mehr an seine räumlichen wie auch personellen Grenzen. Gerade in den Berichten von Bernoulli und Imhof artikuliert sich der Wunsch, dass einzelne Arbeitsbereiche im Museum auf einzelne Personen verteilt werden sollten, die für die jeweiligen Tätigkeiten qualifiziert waren. Die Präparation, Aufstellung, Aufbewahrung und Konservierung von ganzen Tieren stellte dabei eine besondere Herausforderung an die Verantwortlichen im Museum. Anders als Mineralien, Versteinerungen und Muschelschalen waren Tierpräparate von schädlichen Insekten oder Schimmelpilzen bedroht. Das Einlegen in Weingeist, also hochprozentigen Alkohol, war eine Möglichkeit zur Konservierung der Tiere, die bereits seit Längerem bekannt war. Die Methode kam vor allem bei Weichtieren wie Amphibien, Reptilien und Fischen zur Anwendung. Sie hatte den Nachteil, dass die Tierpräparate ihre natürliche Färbung verloren und dadurch im Konservenglas »unnatürlich« erschienen. Zudem waren die Glasbehälter wie auch der Alkohol zum Einlegen nicht kostengünstig. Das Verdunsten des Alkohols machte auch hier eine regelmäßige Kontrolle der Objekte notwendig. Tierpräparate, die an der offenen Luft aufgestellt wurden, bedurften einer noch aufwendigeren Konservierung. Das von Imhoff beschriebene Trocknen und Erhitzen stellte eine einfache und durchaus wirkungsvolle Methode dar, um dem Verderben der Sammlungsobjekte vorzubeugen, bedurfte aber einer ständigen Wiederholung. Imhoff konnte sich bei seiner Arbeit auf eine steigende Zahl an Handbüchern und Fachliteratur über die »richtige« Aufbewahrung von Naturalien in naturhistorischen Sammlungen stützen, von denen auch einige für das Museum angeschafft wurden.⁴²

41 | Ebd.

42 | Bereist im 18. Jahrhundert entstanden erste gedruckte Anleitungen für das Sammeln, Präparieren, Aufstellen und Konservieren von Naturalien in Sammlungen. Um 1800 etablierte sich die Taxidermie als Sammelbegriff für die vielfältigen Praktiken des Sammelns, Pflegens und Ausstellens von natürlichen, insbesondere tierischen Sammlungsobjekten. Folgende Werke werden hier als Beispiele für Anleitungen aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts aufgelistet: Linné, Carl von (Hg.): Abhandlung von Naturalien-Cabinetten oder Anleitung wie Naturalien-Cabinette eingerichtet, die natürlichen Körper gesammelt, aufgehoben und conservirt werden müssen. Übersetzt aus dem Lateinischen von Karl von Meidinger. Leipzig 1771; Naumann, Johann Friedrich: Taxidermie oder die Lehre Thiere aller Klassen am einfachsten und zweckmässigsten

In den Berichten von Bernoulli und Imhoff zeigt sich, dass die naturhistorischen Sammlungen im Naturwissenschaftlichen Museum einer größeren Aufmerksamkeit und Kontrolle ausgesetzt waren als in einer Privatsammlung. Wohl hätten auch die Besucher eines privaten Kabinetts Kritik an zerfallenden oder sich zersetzenden Sammlungsobjekten geäußert, doch konnten sie die privaten Sammler nicht zur Verantwortung ziehen. Im Kontext einer öffentlichen Sammlung war dies nun möglich, da die Gegenstände zum allgemeinen Gut der Universität gehörten. Imhoff als Mitarbeiter im Museum und Dozent an der Universität konnte und musste auf diesen Umstand aufmerksam machen, denn die Instandhaltung der Sammlungsobjekte gehörte zu den ihm übertragenen Pflichten als Gehilfe im Museum. Bernoulli wiederum rechtfertigte sich damit, dass ihm als Direktor des Museums zur Erfüllung dieser Pflicht die nötigen Mittel fehlten. Die Forderung von Imhoff und Bernoulli nach einer Erhöhung des Personals entstand auch im Zusammenhang mit der Krankheit von Peter Merian. Man hatte erkannt, dass der Unterhalt einer Sammlung oder der Betrieb eines Museums nicht mehr abhängig von einer Person sein kann, da sonst auch eine öffentliche Sammlung noch immer den Gefahren der Privatsammlung ausgeliefert wäre, die mit dem Schicksal ihres Besitzers verbunden war und der Tod des Sammlers auch zum Verlust seiner Sammlung führen konnte.

3.2 BÜRGERLICHE UNTERSTÜTZUNG

In der Nacht vom 3. Dezember 1829 verstarb der langjährige Präsident der Naturforschenden Gesellschaft, Bibliothekar der Öffentlichen Bibliothek und Professor der Mathematik Daniel Huber im Alter von 61 Jahren. In derselben Nacht verschied mit dem Apotheker Hieronymus Bernoulli ein weiteres Mitglied der Naturforschenden Gesellschaft, der zeitlebens Besitzer des größten privaten Naturalienkabinetts in Basel war. Beide hatten in ihrem Testament vorgesehen, einen großen Teil ihrer privaten Besitztümer aus dem Bereich der Naturwissenschaften dem Museum zu vermachen. Damit erhielt das Museum Aussicht auf eine umfangreiche Erweiterung der Bestände. Huber vermachte in seinem Testament dem Museum eine beachtliche Zahl astronomischer und physikalischer

für Kabinette auszustopfen und aufzubewahren. Halle 1815; Wilhelm, Friedrich, Ludwig Suckow: Das Naturalien-Cabinet: oder gründliche Anweisung, wie der Naturfreund bei naturhistorischen Excursionen und bei dem Sammeln, Ausstopfen, Skeletiren der Naturkörper jeder Art, namentlich der Säugethiere, Vögel, Fische, Reptilien, Käfer, Schmetterlinge, Pflanzen, Mineralien, Petrefacte u.s.w. verfährt, wie er sie versenden und in Sammlungen dauernd schön conserviren kann: Nebst lithographischen Abbildungen der beim Naturaliensammeln erforderlichen Werkzeuge. Stuttgart 1832; zu Konservierungstechniken im 18. Jahrhundert vgl. auch Dietz, Bettina: Die Naturgeschichte und das prekäre Objekt. In: Schneider: Kulturen des Wissens, S. 615–621.

Instrumente inklusive seiner gesamten Privatbibliothek mit über 1000 Büchern und knüpfte einige besondere Bedingungen an sein Vermächtnis. Die Instrumente und Bücher sollten ausschließlich »zum Gebrauch des Publikums und der Studierenden« aufbewahrt, niemals veräußert und für immer »in der Vaterstadt Basel aufgestellt« bleiben. Die Bibliothek musste darüber hinaus als Ganzes beieinander bleiben und jedes Buch mit einem Stempel markiert werden.⁴³ Die Erben von Bernoulli versprachen dem Museum am 1. Januar 1830 das gesamte Naturalienkabinett. Der zoologische Teil umfasste 23 Säugetiere und 243 Vögel sowohl aus dem Gebiet der Schweiz als auch aus dem Ausland, teilweise auch von Übersee. Dazu kamen weitere rund 130 in Weingeist aufbewahrte Amphibien, Fische und Weichtiere, 500 Stücke von Conchylien, mehrere hundert Krebse und Insekten, eine nicht bezifferte, aber äußerst reichhaltige Sammlung von Versteinerungen sowie letztlich rund 2000 Stücke an Mineralien.⁴⁴ Wie vor ihm schon d'Annone stellte auch Bernoulli die Bedingung, dass seine Sammlung gesondert aufgestellt werden sollte. Er sah gar vor, dass sein Kabinett in einem eigenen separaten Raum aufgestellt würde, zu welchem die Erben einen Schlüssel und somit ständigen Zugang erhalten sollten. Mit der Aufstellung der umfangreichen Sammlung musste aber aufgrund von Platzmangel noch zugewartet werden.

Hieronymus Bernoulli blickte in seinen Lebenserinnerungen selbstkritisch auf seine eigene Sammeltätigkeit zurück und gab zum Ausdruck, dass er selbst kein systematischer Sammler gewesen sei und sich vor allem in seiner Freizeit mit der Naturgeschichte beschäftigt habe. Aufgrund der wenigen Zeit, die ihm neben seinem Hauptberuf als Apotheker für ein Studium der Naturwissenschaften übrig blieb, sei er gerade im Fach der Naturgeschichte »nur ein Sammler und kein Gelehrter« gewesen, was er bis zu seinem Tod bereut habe.⁴⁵ Sein Naturalienkabinett habe ihm zudem »viel Zeit geraubt«, die er besser auf eine tüchtige Bildung in den naturwissenschaftlichen Fächern verwendet hätte. Das Sammeln von Naturalien habe er in »allen Fächern, ohne Auswahl, ohne nötige Theorie und Studium« betrieben. Er genoss den »Reiz der Naturgeschichte, wie sie sich dem Anfänger« dargeboten hätte, »ohne an deren eigentlichen Nutzen und Besserung fürs Künftige zu gedenken«.⁴⁶ Bernoulli machte deutlich, dass es für eine Person alleine und zudem als Freizeitbetätigung nicht mehr möglich war, eine »wissenschaftliche« Sammlung von Naturalien zu betreiben. Auch wenn Bernoullis Sammlung die bei Weitem größte Sammlung von Tierpräparaten in der Region Basel war, so folgte er für die Auswahl der Naturgegenstän-

43 | NHMB Geschenkbuch (1822–1840), S. 10

44 | Ebd., S. 12.

45 | Bernoulli, Hieronymus: Lebenslauf und andere Häusliche Notizen von Hieronymus de Nicol. Bernoulli. 1745–1829. Abschrift von Walter Burckhardt-Vischer. Basel 1932, S. 1.

46 | Ebd., S. 2.

de keinem System. Bernoulli hatte nie über seine Sammlungsgegenstände publiziert und sich auch nicht sonderlich an den Aktivitäten der Naturforschenden Gesellschaft beteiligt. Er war, wie er selber zugab, ein Sammler und kein Gelehrter. Durch die Schenkung des Naturalienkabinetts an die Universität konnte er seine Arbeiten nach seinem Tod in einen wissenschaftlichen Kontext stellen lassen. Ein weiterer Grund war aber auch, dass seine Erben ihrerseits kein großes Interesse an der Sammlung zeigten und sie wohlmöglich zum Verkauf ausgeschrieben hätten.

Mit Huber und Bernoulli verstarben die beiden letzten Naturforscher des 18. Jahrhunderts. Huber war auch die letzte Person, die eine direkte Verbindung zur »alten« Naturforschenden Gesellschaft, der Societas Physico-Medica-Mathematico-Botanico, hatte. Trotz seines steten Einsatzes für die Entwicklung und Erweiterung der Naturwissenschaften schien Huber selbst noch in einigen Ansichten im Denken des späten 18. Jahrhunderts verhaftet. So schrieb auch Peter Merian in einem durchwegs wohlwollenden Nachruf auf Huber, dass »Anhänglichkeit an das Alte und Bestehende ein hervorstechender Zug« seines Charakters gewesen sei.

In der Folge kam es unmittelbar nach Hubers Tod am 16. Dezember 1829 zu einer Sondersitzung der Naturforschenden Gesellschaft und zur Neuwahl des Vorsitzenden. Einstimmig entschied man sich für Peter Merian, der das Amt aufgrund seines Gesundheitszustandes aber ablehnte. In der Sitzung wurde dafür eine Kommission zur Revision der Statuten von 1817 gegründet. Diese bestand aus Röper, Imhoff, Schönbein und Jung. Sie waren alle Vertreter einer neuen Generation von Naturforschern oder eben bereits Naturwissenschaftler, da jeder von ihnen eine Anstellung an der Universität in einem naturwissenschaftlichen Fach hatte. Zudem stammten alle außer Imhoff nicht aus Basel, worin auch die regionale oder nationale Öffnung nicht nur der Gesellschaft, sondern der Naturforschung in Basel im Allgemeinen zum Ausdruck kam. Bereits am 6. Januar des folgenden Jahres wurde ein Statutenentwurf an die Mitglieder verschickt. Mit wenigen Änderungen wurden am 28. April 1830 die neuen Statuten von den Mitgliedern der Naturforschenden Gesellschaft verabschiedet.⁴⁷ Der Zweck der Gesellschaft lautete neu: »Förderung der Naturwissenschaften im Allgemeinen und der naturwissenschaftlichen Kenntnis des Kantons und seiner Umgegend, Vervollkommnung der öffentlichen naturwissenschaftlichen Sammlungen, sowie Verbreitung des Sinnes für Naturkunde unter den Mitbürgern.«⁴⁸

Der in den ersten Statuten von 1817 enthaltene Zweck »die Anwendung der naturwissenschaftlichen Kenntnisse auf das praktische Leben« wurde gestri-

47 | Die Revision inklusive der verabschiedeten Statuten publizierte Merian. In: Merian: Geschichte der Naturforschenden Gesellschaft in Basel, S. 20–27; vgl. auch Stehlin: Geschichte der Naturforschenden Gesellschaft in Basel, S. 23–30.

48 | Merian: Geschichte der Naturforschenden Gesellschaft in Basel, S. 22.

chen. Die starke Hervorhebung des Nutzens der Naturwissenschaften schien offenbar nicht mehr nötig oder man versuchte durch den Artikel auch die Zweckfreiheit der Naturforschung zu betonen, also dass die Erforschung der Natur auch ohne direkt erkennbaren Nutzen möglich sein sollte. Den lokalen natürlichen Verhältnissen im Kanton Basel und seiner Umgebung sollte zwar nach wie vor noch besondere Aufmerksamkeit geschenkt werden, jedoch verzichtete man auf den Begriff »Vaterland«. Explizit wurde auch auf die Mitarbeit der Gesellschaft an den Sammlungen des naturwissenschaftlichen Museums hingewiesen. Ein zentraler Bestandteil der Revision war der Versuch, die Mitglieder für eigene Arbeiten im Bereich der Naturforschung zu mobilisieren, insbesondere das Halten von Vorträgen oder Abfassen von Schriften. Dies stieß jedoch bei zahlreichen Mitgliedern auf Ablehnung, weshalb man zwischen den »ordentlichen«, »freien«, »korrespondierenden« und »Ehrenmitgliedern« unterschied. Ordentliche Mitglieder konnten nur Personen werden, die in der nächsten Umgebung der Stadt lebten und »Bereitwilligkeit« zeigten, »Ämter der Gesellschaft zu übernehmen«, in den Sitzungen selber Vorträge zu halten und auf Verlangen der Gesellschaft eine »schriftliche Übersicht [...] im Bereich derjenigen Wissenschaft zu verfassen, zu der sich das Mitglied bekennt« habe. Darüber hatten ordentliche Mitglieder einen Jahresbeitrag von acht Franken an die Gesellschaft zu entrichten. Die Kategorie der »freien Mitglieder« wurde eingeführt, weil einige Mitglieder der Gesellschaft und der Kommission der Ansicht waren, dass nicht jedes Mitglied zu ehrenamtlicher Mitarbeit innerhalb der Gesellschaft verpflichtet werden könnte. Somit musste man zur freien Mitgliedschaft nur die Bedingungen erfüllen, dass man im Kanton Basel lebte und einen Jahresbeitrag von zwei Franken zu zahlen bereit war. Korrespondierende Mitglieder sollten sich aktiv in einem Zweig der Naturwissenschaften beschäftigen und alle zwei Jahre eine wissenschaftliche Arbeit einsenden. Die Ehrenmitgliedschaft wurde dann in Aussicht gestellt, wenn sich jemand durch bedeutende wissenschaftliche Leistungen auszeichnete oder der öffentlichen Sammlung »ansehnliche Geschenke« machte. Über sämtliche Aufnahmen von Neumitgliedern entschied die Gesellschaft nach einem erfolgten Antrag per »geheimer Abstimmung«.

Große Veränderungen betrafen den vorgesehenen Sitzungsbetrieb der Gesellschaft. Neu wurden die Sitzungen jeweils vom 1. Oktober bis zum 14. April alle 14 Tage am Mittwochabend gehalten. Dabei sollten die ordentlichen Mitglieder auf Aufforderung des Präsidenten von ihren naturwissenschaftlichen Arbeiten berichten. Zudem sah man vor, dass die Gesellschaft alle zwei Jahre auch öffentliche Versammlungen abhalten würde, »um dem Publikum Rechenschaft abzulegen und demselben eine gedrängte Übersicht des Allgemeinen in den Naturwissenschaften Geschehene zu geben«. Man wollte also die breite Bevölkerung über die Fortschritte in den Naturwissenschaften informieren und darüber auch zur Mitarbeit an der Vervollkommnung der Sammlungen des Museums mobilisieren.

Mit den neuen Statuten nahm die Naturforschende Gesellschaft in Basel als eine private Gesellschaft eine Mittelposition zwischen der wissenschaftlich-universitären Forschung und Lehre und der breiten Öffentlichkeit ein. Das Naturwissenschaftliche Museum bildete in dieser Konstellation den zentralen Ort und Raum der Aktivitäten der Naturforschenden Gesellschaft. Rückblickend hielt Merian allerdings fest, dass die Gesellschaft den in Statuten vorgeschriebenen Aktivitäten oder Pflichten nicht vollständig nachkommen konnte. So konnte die Trennung zwischen freien und ordentlichen Mitgliedern nicht streng eingehalten werden. Der Sitzungsbetrieb sei zwar regelmäßiger geworden, jedoch noch lange nicht in der vorgesehenen 14-tägigen Frequenz. Auch sei es innert 50 Jahre nicht zur Durchführung einer größeren, öffentlichen Versammlung gekommen.⁴⁹ In Zusammenhang mit der Verabschiedung der Statuten konstituierte sich auch der Vorstand der Gesellschaft neu. Zum Präsidenten wählte man den Anatomen Jung, Röper zum Vizepräsidenten. Imhoff behielt sein Amt als Sekretär der Gesellschaft und Meisner wurde Vizesekretär. Neu sahen die Statuten vor, dass sämtliche Vorstandsmitglieder nur für zwei Jahre im Amt bleiben dürften und danach abtreten müssten. Erst nach weiteren zwei Jahren dürften sie sich wieder zur Wahl stellen. Durch diesen Paragraphen wollte man verhindern, dass die Gesellschaft mehrere Jahre lang unter der Leitung derselben Person bleiben konnte. Merian selbst verzichtete aufgrund seines Gesundheitszustandes auf ein Amt im Vorstand der Gesellschaft, gehörte aber trotzdem nach wie vor zu den aktivsten und einflussreichsten Personen in der Naturforschenden Gesellschaft. Die Mitgliederzahl belief sich auf insgesamt 46 Mitglieder. Jung, Röper und Meisner hielten die Mehrheit der Vorträge in den Sitzungen der Gesellschaft, wobei für das Jahr 1830 acht solcher Vorträge zustande kamen. Neben ihnen hielten auch Imhoff, Schönbein und der Apotheker Johann Jakob Bernoulli (1802–1892) einzelne Vorträge zu naturwissenschaftlichen Themen. Den Lehrstuhl für Mathematik übernahm Peter Merians Bruder Johann Rudolf Merian (1797–1871). Dieser hatte zuerst eine Ausbildung zum Kaufmann absolviert, entschied sich danach aber zum Studium der Mathematik in Paris und Göttingen, wo er 1827 promovierte. Obschon sich Merian durchaus als fähiger und begabter Mathematiker auszeichnete, dürften seine familiären Beziehungen für seine Berufung durchaus förderlich gewesen sein.

Im März 1830 wandte sich Christoph Bernoulli, dessen Aktivitäten um das Museum und innerhalb der Naturforschenden Gesellschaft sich zu jener Zeit in Grenzen hielten, an die breite Öffentlichkeit. In den Baslerischen Mitteilungen publizierte er einen Artikel mit dem Titel *Aussichten für das naturhistorische Museum*.⁵⁰ Gleich zu Beginn des Textes wies Bernoulli darauf hin, dass das naturhistorische Museum »bis dahin vom größeren Publikum wenig oder fast gar

49 | Ebd., S. 28.

50 | Bernoulli, Christoph: Aussichten für das naturhistorische Museum. In: Baslerische Mitteilungen vom 20. März 1830, S. 129–136.

nicht beachtet wurde [...]«. Dies hätte aber nicht am »mangelnden Interesse für solche Gegenstände« gelegen, sondern sei dem »bisherigen Zustand dieser Anstalt selbst« zuzuschreiben gewesen.⁵¹ Mit dem Zustand meinte er vor allem die Zusammensetzung der im Museum aufgestellten Objekte. Die Sammlung hätte seit der Gründung des Museums vornehmlich aus Conchylien, Korallen, Versteinerungen und Mineralien bestanden. Das Museum enthielt damit »wohl vieles, das für den Kenner und Gelehrten sehr beachtungswert und lehrreich« war, allzu wenig aber, das die Aufmerksamkeit des größeren Publikums in Anspruch nehmen konnte.⁵² Es sei erst in der jüngeren Zeit durch verschiedene Ankäufe und Schenkungen einiges an ansehnlichen Objekten dem Museum zugesprochen worden. Bernoulli wies dabei auf die bereits im Museum vorhandene Sammlung von Vögeln, der Skelettsammlung vom Tierarzt Rordorf, eine Sammlung von Insekten und weitere, in Weingeist aufbewahrte Tiere hin. Es fehlte aber noch immer an »solchen Gegenständen, die vorzüglich einem Kabinett ein Ansehen in den Augen der Dilettanten und des gesamten Publikums geben können«, womit Bernoulli vor allem ganze, ausgestopfte Tiere meinte, die für die allgemeinen Besucher von einem größeren Interesse gewesen wären als Steine, Muschelschalen oder Versteinerungen. In diesem Zusammenhang sprach Bernoulli einmal mehr das Fehlen von Mitteln für die Anschaffung und den Unterhalt solcher Objekte an. »Nicht nur das Ausstopfen und Ausrüsten zoologischer Gegenstände, sondern schon eine sorgfältige Erhaltung derselben erforderten einen eigenen tüchtigen Präparator [...]«. Zur Anstellung eines solchen genügte die dem Museum zugesprochene Summe von 200 bis 300 Franken im Jahr aber bei Weitem nicht. Man hätte aus diesem Grund mit der Anschaffung einer zoologischen Sammlung, »für deren Konservierung so wenig gesorgt hätte werden können«, gewartet.⁵³ In den vergangenen Wochen seien dem Museum aber gleich mehrere, »in hohem Grade erfreuliche Geschenke zugeflossen«. Namentlich sprach Bernoulli das Naturalienkabinett von Hieronymus Bernoulli an. Wie er öffentlich bekannt gab, lag in der Aussicht auf die Übernahme des Kabinetts ein Grund, weshalb man lange Zeit mit der Anschaffung von zoologischen Objekten zugewartet habe. Die Übernahme der Sammlung war offenbar schon seit Längerem geplant gewesen. Zur Veranschaulichung des Umfangs der Sammlung fügte Bernoulli eine kurze Übersicht zum Bestand bei. Als noch wertvoller als die Naturaliensammlung bezeichnete Bernoulli das Vermächtnis der physikalischen und mathematischen Bibliothek von Daniel Huber, deren Bestand er aber nicht genau beziffern konnte. Dem Museum seien in der jüngeren Vergangenheit noch weitere Schenkungen gemacht oder zumindest versprochen worden. Professor Meisner habe dem Museum bereits eine Reihe von naturhistorischen Büchern und zudem noch eine zoolo-

51 | Ebd., S. 129.

52 | Ebd., S. 130.

53 | Ebd., S. 131.

gische und sehr seltene Stücke enthaltende Sammlung vermacht, die von Meisners Vater in Bern angelegt worden ist.⁵⁴ Von Johann Jakob Mieg (1794–1870), der 1830 zum Professor der Chirurgie und Geburtshilfe ernannt wurde, habe man an die 130 Stück »trefflich konservierter Vögel« erhalten. Auch Peter Merian habe dem Museum seine eigene, nicht unbeträchtliche und »manche neue Fossilien enthaltende« private Mineraliensammlung geschenkt. Über Margaretha Bernoulli (1780–1847), eine Tochter von Hieronymus Bernoulli, und ihren Mann, den Pfarrer Friedrich Merian (1776–1851), sei letztlich auch noch die naturhistorische Bibliothek ihres Vaters in den Besitz des Museums gekommen.⁵⁵ Dank dieser zahlreichen Geschenke, so Bernoulli, glaube er nicht ohne Stolz behaupten zu können, dass nunmehr nur »sehr wenige schweizerische Kabinette einen größeren Reichtum« an Gegenständen aufzuweisen gehabt hätten. In einer Anmerkung zum Text wies Bernoulli noch auf den Bericht eines Mitglieds der Museumskommission hin, welches das Basler Museum in Vergleich mit denen in anderen Schweizer Städten stellte. Es sei, so zitierte Bernoulli aus dem Bericht, vor allem der »gemeinnützigen Gesinnung mehrerer Bürger« zu verdanken, durch welche es im Laufe des Jahres möglich sein sollte, »eine Sammlung aufzustellen, die nicht nur das hiesige Publikum befriedigen, sondern auch von Fremden mit Interesse gesehen wird und die sich selbst den ausgezeichneten Museen schweizerischer Hauptstädte an die Seite stellen darf«. Durch die bernoullische Sammlung verfügte Basel zuweilen über eine beträchtliche Anzahl exotischer Tiere wie sie, »außer in Genf und in Zürich, in keiner Schweizer Stadt zu finden« seien. Unter diesen wurde genannt: Faultier, Gürteltier, Schnabeltier, Maki, Seehund, Eisbär, Zebra, Beuteltiere, Pelikan, Paradiesvögel, Krokodile, Riesenschildkröten, Riesen- und Klapperschlange, Pipa-kröte, fliegende und elektrische Fische, die Remora⁵⁶ und viele andere.⁵⁷

Im Museum selbst fehlte es aber zunehmend an Platz zur »zweckmäßigen« Aufstellung der Gegenstände. Die Sammlungen bedurften nicht nur neuer Räume und Schränke, sondern der Anstellung eines »ordentlichen Präparators« sowie weiterer, in erster Linie finanzieller Hilfsmittel für die fortdauernde Vermehrung und Unterhaltung der Objekte. Noch nicht einmal zehn Jahre seit der Gründung des Museums forderte Bernoulli die Regierung dazu auf, der Anstalt, »die der Stadt zur Zierde und der ganzen Bürgerschaft zum Nutzen gereichen« könne, deren »wesentliche Elemente bereits durch den gemeinnützigen Sinn vieler Einzelner herbeigebracht worden« seien, ein neues und »ihrem Zwecke angemessenes Lokal anzuweisen«. Im Namen der Museumsdirektion richtete Bernoulli das Wort noch an die gesamte Bürgerschaft der Stadt und rief sie zur aktiven Unterstützung des Museums auf.

54 | Ebd., S. 133.

55 | Ebd.

56 | Die Gattung *Remora* umfasst eine Gruppe sogenannter Schiffshalterfische.

57 | Bernoulli: Aussichten für das naturhistorische Museum, S. 134 f.

Wir sind nun auf keine Weise zwar beauftragt, dazu unsere verehrten Mitbürger einzuladen; wird dürfen aber versichern, dass jede Gabe an noch fehlenden Naturalien oder an Geld für alle, die sich mit der neuen Einrichtung und Besorgung des Museums zu befassen haben, in hohem Grade erfreulich und aufmunternd sein würde, und dass eine schon von jetzt an kräftig sich äußernde Mitwirkung von dieser Seite, einen entscheidenden und höchst vorteilhaften Einfluss auf die ganze Anlage unseres künftigen Museums haben müsste.⁵⁸

Vorerst kam der Großteil der Unterstützung aber noch immer von denjenigen Personen, die sich entweder beruflich oder aufgrund einer finanziellen Unabhängigkeit intensiver mit der Naturforschung beschäftigen konnten. Peter und Rudolf Merian überschrieben dem Museum jährlich teilweise beachtliche finanzielle Summen von über 1000 Franken. Ein Blick in das Geschenkbuch des Museums verdeutlicht, dass die Bürgerschaft der Stadt Basel dem Aufruf durchaus nachgekommen war. Immer mehr Personen erschienen ab 1830 auf der Liste von Donatoren, die dem Museum auch Objekte von ihren Reisen mitbrachten. So vermehrte man die Sammlung auch um verschiedene besonders exotische Objekte, wie zum Beispiel einer ägyptischen Mumie samt Sarkophag. Auch was die geforderte Erweiterung des Museums betraf, so wurde bereits im November 1830 im zweiten Stock des Falkensteinerhofs ein »geräumiger und heller Saal [...] zur Aufstellung der Wirbeltiere eingerichtet«.⁵⁹ Bis anhin hatte der Abwart des Museums das obere Stockwerk bewohnt. Er erhielt nun ein neues, wenn auch kleineres Zimmer im Falkensteinerhof zugewiesen. Damit konnte zehn Jahre nach der Gründung des Museums die Ausstellungsfläche verdoppelt werden.

Das Museum schien auf dem besten Weg, sich dauerhaft als zentraler Ort für die naturwissenschaftliche Lehre und Forschung zu etablieren. Mit ausgestopften, besonders großen und exotischen Tieren sollten Besucher, die sich nicht ausschließlich für die Wissenschaften interessierten, in das Museum gelockt werden. Exotische Tiere als Attraktionen bekam man derzeit auch immer öfter in den Menagerien, einer Art Wanderzoo, zu sehen.⁶⁰ Hier bekam das Publikum gegen Bezahlung eines Eintrittspreises lebende oder auch ausgestopfte Löwen, Tiger, Schlangen, Elefanten oder andere exotische Tiere zu sehen.⁶¹ In

58 | Ebd., S. 136.

59 | Kurzer Bericht über den Zustand der öffentlichen naturwissenschaftlichen Sammlungen in Basel. In: Bericht über die Verhandlungen der Naturforschenden Gesellschaft Basel 1 (1835), S. 69.

60 | Zum Thema der Menagerien in Europa im 19. Jahrhundert vgl. Rieke-Müller, Anne-Lore, Lothar Dittrich: Unterwegs mit wilden Tieren. Wandermenagerien zwischen Belehrung und Kommerz 1750–1850. Marburg 1999.

61 | Das Jahrbuch St. Gallen berichtete 1828 gleich von mehreren Menagerien während des dortigen Frühlingmarktes. Dort »luden wiederum eine Reihe von Buden

Basel machten sie vor allem während der überregional bedeutsamen Herbstmesse halt. Im Februar 1832 sei zum Beispiel ein »sehr gelehriger und berühmter Elephant« in der alten Reitschule auf dem Areal der Kaserne ausgestellt worden.⁶² Die Menagerien sollten aber nicht nur die Neugier der Schaulustigen befriedigen, sondern warben stets auch mit der Absicht, »das Volk zu belehren«.⁶³ Trotzdem verhalf die Zurschaustellung exotischer Tiere dem Thema der Naturgeschichte zu einer größeren öffentlichen Wahrnehmung, was auch im Interesse der Naturforschenden Gesellschaft war. So hielt Professor Meisner im April 1837 im Rahmen der Vorträge der Naturforschenden Gesellschaft einen Vortrag über »eine sich dermal in Basel befindlichen Menagerie«.⁶⁴ Es gab jedoch auch Kritik an der Zurschaustellung und Betrachtung von wilden und exotischen Tieren als Bildungsmittel. Diese kamen in Basel vor allem aus dem religiös geprägten Umfeld. So berichtete das *Morgenblatt für gebildete Stände* vom 19. Januar 1831 über einen Vorfall aus Basel, wo man vor Kurzem den Schülerinnen der Töchterschule ein Büchlein ausgeteilt habe,

das die Kinder belehren will, wie sie mit christlichem Sinne die Messe (den Jahrmarkt) besuchen sollen. Dabei wird ihnen zur Pflicht gemacht, in der aufgestellten Menagerie die fremden Tiere nicht etwa zu betrachten, um ihre Kenntnisse zu vermehren, sondern wenn sie z. B. Schlangen sehen, so sollen sie sich die Schlange vergegenwärtigen, welche Eva verführte, oder jene die Moses erhöhte, und dabei sich die Erhöhung Christi ans Kreuz erinnern; in den Flecken des Leopards sollen sie ihre Sünden erblicken [...].⁶⁵

auf dem grossen Brühl die Schaulustigen einzutreten ein. Berührung verdienen zunächst einige grosse Schlangen, deren Eigenthümer (Koppler) mit Recht das Publikum auf die Merkwürdigkeit aufmerksam [sic!] machte, dass eine derselben (nach in Genf vorausgegangener Begattung) eine bedeutende Anzahl Eier von sich gab. Krokodille von gleicher Grösse oder vielmehr Kleinheit, sahen wir schon mehrmals hier. – Von der Zaneboni'schen Menagerie mag der (ausgestopfte) Strauss, so wie eine Hyäne Aufführung verdienen.« In: Ehrenzeller, Peter: *Jahrbücher der Stadt St. Gallen 1828*. Zweiter Bd. St. Gallen 1829, S. 97.

62 | Basler Zeitung vom 11. Februar 1832, S. 106.

63 | Was wiederum auch Kritik bei einigen Besuchern hervorrief, deren Erwartungen durch die tatsächlich zur Schau gestellten Tiere enttäuscht wurden. In der Anmerkung zum Bericht im St. Galler Jahrbuch schrieb der Autor: dass im Aushang zur Menagerie nicht darauf hingewiesen worden sei, dass der »Riesenvogel ausgestopft sei. Ueberhaupt dürfen die Prahlereien und naturhistorischen Fabeln, von denen die Anschlagszettel wimmeln, stets einer Berichtigung wert sein, damit der Zweck: »Belehrung des Volkes«, nicht unter neuem Aberglauben zu nichte werde.« In: Ehrenzeller: *Jahrbücher der Stadt St. Gallen 1828*, S. 97.

64 | Verhandlungen der Schweizerischen Naturforschenden Gesellschaft 22 (1837), S. 98.

65 | *Morgenblatt für gebildete Stände*. Mittwoch 19. Januar 1831, S. 64.

Der Autor des Artikels in der Gelehrtenzeitschrift kritisierte somit wiederum die Praxis, dass in Basel die Kirche die Kinder zu einer religiös geprägten Naturbetrachtung aufrief. Er sah sich gezwungen zu fragen, was die Kinder wohl von »den Lehrern denken, die durch solche Mittel ihnen Ehrfurcht für die Religion einpflanzen wollen«. Doch das Naturwissenschaftliche Museum hatte in den folgenden Monaten mit weit größeren Schwierigkeiten zu kämpfen als religiös motivierte Broschüren gegen die Naturgeschichte.

3.3 DIE KANTONSTRENNUNG VON 1833 ALS BEGINN DES ÖFFENTLICHEN MUSEUMSWESENS IN DER STADT BASEL

Zehn Jahre nach der Gründung des Naturwissenschaftlichen Museums gefährdeten politische und soziale Ereignisse seine Existenz. Bereits im Herbst 1830 hatte sich in der Landschaft Basel eine Widerstandsbewegung gegen die Vorherrschaft der Stadt zu formieren begonnen.⁶⁶ Die Landbevölkerung sann endlich auf eine Umsetzung der schon 1798 geforderten Gleichstellung ihrer politischen Rechte. Zuerst zeigte sich die städtische Regierung wohlwollend und setzte eine Kommission zur Revision der Verfassung ein. Bevor aber über die Einführung der neuen Verfassung abgestimmt werden konnte, protestierten die Bewohner der Landschaft dagegen, dass in der neuen Verfassung der politische Einfluss nicht nach der Bevölkerungszahl bemessen werden sollte, dabei machten sie rund zwei Drittel der Gesamtbevölkerung des Kantons Basel aus. Einen größeren Aufstand unterband die Basler Regierung durch die Entsendung militärischer Truppen. Am 22. Februar 1831 kam es zur Abstimmung und Annahme der neuen Verfassung. Die neue Verfassung vermochte allerdings nicht, die Forderungen der Landbevölkerung zu befriedigen, und schon im Herbst 1831 formierte sich ein erneuter Widerstand. Daraufhin initiierte der Rat eine Volksabstimmung mit der Frage, ob die Landgemeinden weiterhin Teil des Kantons Basel bleiben wollen. Aus Protest enthielt sich die Mehrzahl der Landbevölkerung einer Stimme, was der Grosse Rat als Misstrauensvotum interpretierte und entzog insgesamt 46 Gemeinden der öffentlichen kantonalen Verwaltung.⁶⁷ Die Landschaft akzeptierte die erfolgte Partialtrennung des Kantons und bildete kurz darauf den Kanton Basel-Landschaft. Der Konflikt verschärfte sich und die Stadt sandte mehrere Male militärische Truppen zum Schutz der stadttruen Gemeinden und der Besetzung von Liestal, dem Hauptsitz der neuen landschaftlichen Regierung. Bei Scharmützeln kam es zu ersten Todesfä-

66 | Vgl. Opitz, Claudia: Von der Aufklärung zur Kantonstrennung.

67 | Manz, Matthias: Regeneration und Kantonstrennung. In: Basel (Kanton). Historisches Lexikon der Schweiz, online unter www.hls-dhs-dss.ch/textes/d/D7387.php. [Stand: 31.10.2016].

len. Nun griff die eidgenössische Tagsatzung in den Konflikt ein und sandte ihrerseits Truppen nach Basel. Im Herbst 1832 erfolgte durch einen Tagsatzungsbeschluss die Partialtrennung des Kantons, was wiederum die städtische Regierung nicht akzeptieren wollte. Gegen die Trennung und die Gefährdung der bestehenden Verhältnisse formierte sich auch unter Universitätsangehörigen ein Widerstand. Insbesondere Christoph Bernoulli und Christoph Friedrich Schönbein sprachen sich öffentlich als Redaktoren der 1830 gegründeten *Basler Zeitung* gegen die radikalen Forderungen der Landschaft aus.⁶⁸ Im Sommer 1833 mobilisierte die Stadt Truppen, um die »Abtrünnigen« Gemeinden mit Gewalt unter ihre Herrschaft zu bekommen. Bemerkenswerterweise waren es auch die aus dem Ausland zugezogenen Dozenten und Professoren, darunter die Naturwissenschaftler Schönbein, Jung, Meisner und Röper, die zu den Waffen griffen und im »akademischen Freikorps« die Machtposition der Stadt mit Gewalt zu bewahren beabsichtigten. Am 3. August kam es zu einem Gefecht, bei dem die städtischen Truppen eine entscheidende Niederlage einfuhren. Die Eidgenossenschaft entsandte wiederum Truppen und besetzte die Stadt Basel, um weitere Ausschreitungen oder Gewaltanwendungen zu verhindern. Anders als zur Zeit der Koalitionskriege und der Fremdbesatzung waren die Zustände für die Bevölkerung weniger prekär. Die Lage entspannte sich bald und man versuchte, im Rahmen der Tagsatzung eine diplomatische Lösung für den Konflikt zwischen Basel-Stadt und der Landschaft zu finden. Am 26. August verfügte die Tagsatzung die Totaltrennung des Kantons in die Teile Basel-Stadtteil und Basel-Landschaft.⁶⁹ Die Teilung hatte für die Universität und insbesondere die in ihr vorhandenen Sammlungen schwerwiegende Folgen. Gemäß Artikel 9 des Teilungsbeschlusses sollte »[d]as gesamte Staatseigentum des Kantons Basel an Kapitalien, Gefällen, Gebäuden, Kriegsmaterial u.s.w., ohne irgendeine Ausnahme, und ausdrücklich mit Inbegriff der Kirchen-, Schul- und Armenfonds [...] zwischen beiden Landesteilen ausgeschieden und verteilt werden«.⁷⁰ Der Teilungsfuß wurde an der Bevölkerungszahl festgelegt. Die Stadt Basel hatte Anrecht auf 36 Prozent des Gesamtvermögens, die Landschaft auf 64 Prozent. In der Folge des Beschlusses entbrannte ein juristischer Streit zwischen den beiden Kantonen über die Frage, ob die Güter der Universität auch unter

68 | Zur Rolle der Universitätsmitglieder zur Zeit der Kantonstrennung siehe den Artikel: Die Existenzkrise von 1833 online unter <https://unigeschichte.unibas.ch/aufbrueche-und-krisen/die-existenzkrise-von--1833/existenzkrise--1833.html> [Stand: 31.10.2016].

69 | Tagsatzungsbeschluss über definitive Regulierung der politischen Verhältnisse des Kantons Basel vom 26. August 1833. In: Repertorium der Abschiede der eidgenössischen Tagsatzungen aus den Jahren 1814 bis 1848. Zweiter Bd. Bern 1876, S. 870, online unter www.verfassungen.de/ch/basel/trennung33.htm [Stand: 31.10.2016].

70 | Ebd.

das im Artikel 9 genannte Staatseigentum fallen.⁷¹ Zur Klärung der Frage wurde auf den 2. November 1833 eine Teilungskommission einberufen. Die Vertreter der Landschaft forderten deutlich, dass die Universität und ihre sämtlichen Besitztümer seit ihrer Reorganisation 1817 zum Staatseigentum dazugerechnet würden. Explizit erwähnte man die Öffentliche Bibliothek »samt allem Zubehör an Gemälden, Münzen, Kupferdrücken, Altertümern«, den botanischen Garten, das »Museum für Naturgeschichte, Chemie und Physik« und das anatomische Theater.⁷² Das Gremium aus der Stadt bestand aus zwei aus Deutschland stammenden Professoren der Universität Basel – Wilhelm Martin Leberecht de Wette (1780–1849) und Franz Dorotheus Gerlach (1793–1876) – sowie dem Juristen und Ratsherren Christoph Burckhardt-Hess und Peter Merian. Diese antworteten auf die Forderung vom Land, dass der größte Teil des Universitätsvermögens »nach Ursprung und Zweck und bisheriger rechtlicher Stellung nicht als Staatsvermögen, und ebenso wenig als zum Kirchen- und Schulgut gehörend, sondern als ein stiftungsmäßiges Kooperationsvermögen anzusehen sei«, welches an einen bestimmten Zweck gebunden war: »Die Erhaltung und Unterstützung wissenschaftlicher Anstalten in der Stadt Basel.«⁷³ Der Entscheid des Obmanns des Schiedsgerichts erfolgte am 9. November und fiel deutlich zugunsten der Landschaft aus. Das Universitätsvermögen und damit auch alle Sammlungen wurden zu dem in Teilung fallenden Staatsvermögen dazugerechnet. In der Folge wurde die Stadt beauftragt, ein vollständiges Inventar sämtlicher Universitätsgüter anzufertigen, um auf dessen Basis eine Teilung vornehmen zu können.⁷⁴ Bereits am 6. Januar konnte die Stadt das geforderte Inventar präsentieren.⁷⁵ Gemäß dem Inventar belief sich das finanzielle Vermögen der Universität auf 543 662,45 Schweizer Franken. Der Wert der Liegenschaften im Besitz der Universität, darunter auch der botanische Garten und das Bibliotheksgebäude, wurde auf 120 060 Franken geschätzt.⁷⁶ Als weitaus schwieriger stellte sich die Schätzung des Wertes sämtlicher Sammlungen der Universität heraus. Zu den Sammlungen zählten zum einen die Universitätsbi-

71 | Der gesamte Verlauf des Prozesses wurde 1834 und 1835 publiziert in: Tscharnen, Johann Friedrich: Verhandlungen über die Theilungsfrage in Betreff der Universität Basel vor der eidgenössischen Theilungskommission, als bestelltem Schiedsgerichte. Zwei Teile. Aarau, Chur 1834/1835.

72 | Tscharnen: Verhandlungen über die Theilungsfrage, Erster Teil, S. 36–38.

73 | Ebd., S. 49.

74 | Ebd., S. 169.

75 | Der Rechtsfall über die Teilungsfrage der Universität 1834 stellt als historische Quelle eine Besonderheit dar, denn er umfasst nicht nur die summarische Bestandsaufnahme einer Universität im 19. Jahrhundert, sondern auch eine juristische Definition der Stellung der Universität zum Staat, wie es in dieser Form in Europa kaum eine zweite geben dürfte.

76 | Tscharnen: Verhandlungen über die Theilungsfrage, Zweiter Teil, S. 1–3.

bliothek, bestehend aus der eigentlichen Bibliothek, der Gemäldesammlung, den Sammlungen von Handzeichnungen, Kupferstichen und Holzschnitten, dem Münzkabinett, den Sammlungen von Antiquitäten sowie der übrigen in dem Gebäude zur Mücke aufgestellten »Curiosa«. Zum anderen gehörten auch die Sammlungen des Naturwissenschaftlichen Museums mit all seinen Abteilungen zu den universitären Sammlungen, mit Ausnahme derjenigen Bücher, die als Eigentum der Naturforschenden Gesellschaft gekennzeichnet waren.

Zur Wertbestimmung wurden mehrere »Experten« einbezogen, welche die gesamten Sammlungen einer Schätzung unterziehen sollten. Dabei stellten die Stadt und die Landschaft jeweils zwei der insgesamt vier Experten für die entsprechenden Sammlungen. Die Experten erhielten Instruktionen, dass sie die verschiedenen Sammlungen, also die Büchersammlung, die Kunstsammlung und die Naturwissenschaftliche Sammlung als Ganzes, aber jeweils separat schätzen und nicht den Wert von einzelnen Objekten bestimmen sollten. Bevor es aber zu einer Schätzung kam, erhob die Stadt Einspruch auf den allgemeinen Anspruch der Landschaft über sämtliche Vermögen der Universität. Sie machte dabei geltend, dass ein Großteil der finanziellen Mittel als auch der materiellen Gegenstände Privateigentum sind und der Universität nur zur Verwaltung oder für den wissenschaftlichen Betrieb zur Benutzung anvertraut wurden und somit aus dem Inventar auszuschneiden seien.⁷⁷ In der Folge schied der sogenannte Legatenfonds vom allgemeinen Universitätsvermögen aus. Besonders bei den Sammlungen, also den Beständen in der Bibliothek und im Museum, entschieden die Erwerbungs-zwecke und insbesondere die testamentarischen Bestimmungen der Legaten und Donatoren über den Verbleib der Sammlungen in der Stadt. Die Vertreter der Stadt führten auf, dass die Amerbachsche Bücher- und Kunstsammlung 1661 von den Eigentümern mit der Bedingung verkauft wurde, dass »solche Kleinod bei der Stadt verbleiben, und denen, von welchen es herrührt, desto besser gedacht werden möge«.⁷⁸ Betreffend die Sammlungen aus dem Museum Fäsch, das 1823 in den Besitz der Universität gelangte, habe der Gründer darüber verfügt, dass »die gedachte Bibliothek und übrigen Sachen [...] also jeweilen bei einander ohnvertrennt und ohnsepariert« im Besitz der Erben bleiben sollen, oder, wenn kein Erbe mehr vorhanden wäre, Kabinett und Bibliothek der Universität »zur getreuen Verwaltung anheimfallen solle«. Auch Daniel Huber hatte an sein Vermächtnis der Privatbibliothek die Bedingung geknüpft, »dass niemals etwas davon veräußert oder anderwärts zur Aufbewahrung verlegt werde«.⁷⁹ In gleicher Weise argumentierte man bei den Sammlungen von Hieronymus Annoni, Johann Jakob d'Annone und Hieronymus Bernoulli. Sie alle seien testamentarisch mit der Bedingung versehen worden, dass diese niemals aus der Stadt Basel entfernt werden dürften. Die botani-

77 | Ebd., S. 70.

78 | Ebd., S. 115.

79 | Ebd., S. 116.

sche Anstalt sei zum größten Teil auf Basis der von de Lachenal gemachten Schenkungen eingerichtet, weshalb auch diese nicht zum allgemeinen Universitätsgut gezählt werden dürfte. Für die Gegenstände der Naturforschenden Gesellschaft bestand eine klare Regelung, dass diese im Besitz der Gesellschaft verbleiben, womit sie ebenfalls vom Inventar auszuschneiden gewesen seien. In ihrer Stellungnahme versuchte die Landschaft, sämtliche vorgemachten Argumente zu entkräften, und führte dabei stets auf, dass man die Gegenstände juristisch betrachtet nicht an eine Örtlichkeit binden könne, sondern es stets einen Besitzer geben muss, was in diesen Fällen jeweils die Universität Basel war und die Sammlungen folglich als zum Staatsvermögen gehörig zu erachten seien.

Die Stadt machte ihrerseits geltend, dass alle Sammlungen wie auch Teile der Liegenschaften für eine Fortführung des akademischen Unterrichts unverzichtbar seien und als Ganzes in der Stadt und an der Universität verbleiben müssten. Man erhob damit den Anspruch auf eine Preisreduzierung für den Fall, dass man der Landschaft den entsprechenden Betrag ausbezahlen müsse. Der gesamte Prozess zog sich über drei Monate hin, bis im Juni 1834 das Schiedsgericht die ersten Urteile in Bezug auf die Sammlungen treffen konnte. Das Schiedsgericht anerkannte die örtliche Bindung der Sammlungen und Bücher an die Stadt Basel und schloss somit fünf umfangreiche Sammlungen, diejenige von Amerbach, Fäsch, Huber, d'Annone und Bernoulli, von der Schätzung aus. So kam es zur Schätzung der übrigen Bestände der universitären Sammlungen. Die Bestände der Bibliothek wurden auf einen Wert von 55 000 Franken geschätzt, wobei man bei der Summe davon ausging, dass es sich um einen Betrag handelte, den ein Antiquar oder ein »Freund der Wissenschaften« zu zahlen angeboten hätte. Von diesem Betrag hätte man aber 20 Prozent abziehen müssen, da für die Aufstellung, Verwaltung und den Unterhalt der Bücher in der Vergangenheit bereits große Summen von der Universität aufgewendet worden seien. Das Münzkabinett erzielte bei der Schätzung durch den Zürcher Johann Heinrich Landolt einen Wert von 11 000 Franken. Als »Experten« für die naturhistorischen Sammlungen wurden von der Stadt der Mathematiker Johann Caspar Horner (1774–1834) aus Zürich und Bernhard Studer (1794–1887), ein enger Bekannter von Peter Merian und damaliger Professor für Naturgeschichte in Bern, ernannt. Die Landschaft wählte Heinrich Rudolf Schinz (1777–1861), der nach der Gründung der Universität Zürich im Jahr 1833 dort zum Professor für Naturgeschichte und Konservator der naturhistorischen Sammlungen ernannt wurde, sowie Abraham Wagner aus Aarau. Einstimmig legten die Experten für die Bestände innerhalb der naturhistorischen Sammlungen den Wert von 12 000 Franken fest. Im Zusammenhang mit der Schätzung kam es im Museum erstmals auch zu einer Zählung der zoologischen

Abteilung. Gemäß dem Bericht umfasste die Sammlung im Juni 1834 insgesamt 1 071 Einzelstücke.⁸⁰

Weniger einig waren sich die Experten bei der Schätzung der Kunstsammlung. Die von der Stadt bestimmten Schätzer gaben einen Wert von 16 000 Franken an, während die Vertreter der Landschaft 13 000 veranschlagen wollten. Das Schiedsgericht bestimmte zur Klärung dieser Frage einen eigenen Experten, der den Preis der Kunstgegenstände auf 22 000 Franken festlegte. Den wissenschaftlichen Sammlungen und den Kunstsammlungen der Universität wurde damit ein Wert von 78 000 Franken zugesprochen.⁸¹ Die Schätzpreise sind dabei allgemein als äußerst relativ zu betrachten, da sie die Einstellung der Experten gegenüber der Stadt Basel widerspiegeln. Schließlich hätte die Stadt für den Fall, dass sie diese Gegenstände hätte behalten wollen, der Landschaft die entsprechende Summe abzugelten. Es wundert nicht, dass auch bei den Schätzungen, insbesondere bei der Kunstsammlung, die Landschaft wiederum protestierte, da der geschätzte Preis geradezu »ins Lächerliche« falle und der Betrag für die Sammlungen mindesten um 40 000 Franken erhöht werden müsste. Dem Einspruch wurde nicht stattgegeben und so konnte die städtische Regierung die Sammlungen dank Auszahlung eines Betrags von rund 50 000 Franken, was 64 Prozent des Schätzwertes von 78 000 Franken entsprach, für die Universität sichern.

Durch die Erfahrungen im Zusammenhang mit dem Teilungsprozess formierte sich im Herbst 1834 eine neue Museumskommission, bestehend aus Peter Merian, Christoph und Johann Jakob Bernoulli sowie Meisner, Mieg, Schönbain, Imhoff und Friedrich Ryhiner. Sie gab am 6. Oktober eine öffentliche Erklärung ab, in der sie potenziellen Donatoren von finanziellen oder materiellen Beiträgen versicherte, dass die Schenkung im bereits bestehenden Geschenkbuch eingetragen würde.⁸² Zudem würden »[a]lle Geschenke und Legate nur unter dem bestimmten Vorbehalt gemacht und angenommen, dass sie [...] unveräußerlich in der Stadt Basel, zu möglichst gemeinnützigem Gebrauche sollen aufgestellt bleiben«.⁸³ Von diesem Artikel ausgenommen aber seien »Doubletten und abgängige Gegenstände, deren Veräußerung, jedoch nur zum Vorteile der Anstalt, gestattet ist«. Der dritte Artikel sollte jegliche Gegenstände des Museums dauerhaft schützen.

80 | Das Resultat wurde im ersten Band der Verhandlungen der Naturforschenden Gesellschaft Basel publiziert: Verhandlungen der Naturforschenden Gesellschaft Basel 1 (1835), S. 70.

81 | Tschannen: Verhandlungen über die Theilungsfrage, Zweiter Teil, S. 11.

82 | Zit. n. Teichmann, Albert: Die Universität Basel in den fünfzig Jahren seit ihrer Reorganisation im Jahre 1835. Basel 1885, S. 10.

83 | Ebd., S. 10 f.

In allen möglichen Wechselfällen soll die Bedingung der Unentfremdbarkeit dieser Gegenstände von der Stadt Basel heilig und unverletzt gehalten werden, auch zur Wahrung dieser Bestimmung in keinem denkbaren Falle, weder dem Staate, zu dem die Stadt Basel zuweilen gehören wird, noch der Stadt Basel selbst, irgend ein Opfer rechtmäßig auferlegt werden könne, jede zu diesem Zweck vorgenommene Schatzung der aus Schenkungen und Legaten herrührende Bestandteile der Sammlungen, so wir überhaupt jede Maßregel ähnlicher Art als Raub und offenbare Gewalttat zu betrachten wäre.⁸⁴

Das Ziel der Museumskommission war es somit indirekt, das Naturwissenschaftliche Museum als eine eigene, vom Kanton und der Universität unabhängige Institution zu definieren und an die Örtlichkeit der Stadt Basel zu binden. Das heißt, dass, egal welche politischen Veränderungen eintreffen sollten, die Bestände des Museums unantastbar bleiben sollten. Man hatte aus den Erfahrungen der Kantonstrennung gelernt und die Kommission zielte nun auf ein allgemeines Gesetz über das Universitätsgut. Ein solches wurde dann auch von der Basler Regierung im Frühjahr 1836 verabschiedet. Durch das neue Gesetz wurde das gesamte Universitätsgut, sowohl an Geld, Immobilien und materiellen Gegenständen, zum »an die Örtlichkeit der Stadt Basel unauf löslich geknüpft[en] Eigentum des Kantons Basel-Stadtteil«, »welches den Bestimmungen der Stiftungen und dem Zwecke der höheren Lehranstalten niemals entfremdet werden darf«.⁸⁵ Sämtliche Güter unterstanden dem Erziehungskollegium und ihre Verwendung musste von der Regierung bewilligt werden. Betreffend der akademischen Hilfsanstalten und Sammlungen hatte die Regenz darüber die Aufsicht und musste jeweils eine Kommission für diese einsetzen, welche ihrerseits einen jährlichen Bericht über Zustand und Entwicklung der jeweiligen Anstalt verfassen sollte. Zu den aufgeführten Anstalten gehörte die Öffentliche Bibliothek zusammen mit dem Münzkabinett. Die Kunstsammlung wurde nun erstmals als eine eigene Sammlung und nicht als Teil der Bibliothek aufgelistet. Das Naturwissenschaftliche Museum stand unter Leitung der Kommission, bestehend aus dem Professor für Naturgeschichte und jenem für Physik und Chemie und drei weiteren von der Regenz bestimmten Personen. Ebenfalls im Gesetz verankert wurde ein jährlicher Beitrag von 800 Franken für das Museum. Weitere Anstalten waren das anatomische Museum unter der Leitung des Professors für Anatomie, wobei im Gesetz zudem auch die Stelle des Anatomiedieners explizit erwähnt wird. Als letzte wurde die botanische Anstalt aufgeführt, wobei hierzu bemerkt wurde, dass der Professor für Botanik als Direktor auch eine freie Wohnung im botanischen Garten erhal-

84 | Ebd.

85 | Gesetz über die Verwaltung und Verwendung des Universitätsgutes. Vom 6. April 1836. In: Sammlung der Gesetze und Beschlüsse wie auch der Polizei-Verordnungen welche seit Anfang 1836 bis Ende 1838 für den Kanton Basel-Stadttheil erlassen worden. Zweiter Bd. Basel 1839, S. 13–17.

ten solle.⁸⁶ Die öffentliche Erklärung der Museumskommission war aber nicht nur der erste Ansatz für ein allgemeines Universitätsgut, sondern diente als juristische Vorbereitung für einen breiten Aufruf an die Basler Bevölkerung für Spenden und Geschenke zugunsten des Museums. Dieser erfolgte Ende 1834. In der publizierten Ankündigung der Subskription in der Basler Zeitung spielte nun auch das neue Verhältnis zwischen den Naturwissenschaften und der gesamten Gesellschaft eine zentrale Rolle bei der Argumentation, weshalb die Naturwissenschaften an der Universität Basel von der breiten Bevölkerung unterstützt werden sollen.

Die Naturwissenschaften haben in den neuesten Zeiten eine so große und allgemeine Wichtigkeit für die menschliche Gesellschaft angenommen und sie spielen in der modernen Zivilisation eine so bedeutende Rolle, dass sie nicht mehr wie früher ausschließliches Eigentum des gelehrten Naturforschers, sondern ein wesentliches Element allgemeiner Bildung geworden sind. Überdies haben manche derselben, wie z. B. die Chemie und Physik eine solche praktische Bedeutung erhalten, dass jetzt viele Zweige der Industrie ohne sie gar nicht mehr zu betreiben sind.⁸⁷

Der Autor lenkte den Blick dabei auch auf andere europäische Staaten und deren Fortschritt dank einer zunehmenden Industrialisierung. Gerade in Großbritannien und Frankreich, »die man in so vieler Hinsicht jetzt zum Muster zu nehmen pflegt«, habe es kaum mehr eine Stadt gegeben, »in welcher nicht die wichtigsten Zweige der Naturwissenschaften, nicht bloß Studierenden, sondern auch dem industriellen Publikum vorgetragen werden«. Um nun Schritt halten zu können »mit dem Geist und der Bildung der europäischen Gesellschaft« zur Förderung der Naturwissenschaften und für den naturwissenschaftlichen Unterricht im Allgemeinen, sei man auf materielle Hilfsmittel wie einen physikalischen Apparat, ein chemisches Laboratorium oder naturhistorische Sammlungen angewiesen. Diese hätten zwar auch in Basel bereits bestanden, doch stünden dem Museum, der Anstalt, in der all diese Hilfsmittel vereint sind, zu wenige finanzielle Mittel zur Verfügung. Bereits hätten neben der Gesellschaft für das Gute und Gemeinnützige auch schon mehrere Bürger der Stadt »nicht unbeträchtliche Summen« unterzeichnet. Weitere Spenden an das Museum konnte man über die Subskriptionslisten tätigen, die in den Räumen der allgemeinen Lesegesellschaft, beim Abwart des Museums oder in einer Buchhandlung auflagen.⁸⁸ An Geldmitteln kam so bis im Sommer 1835 die Summe von 4 169,50 Franken zusammen sowie die Zusicherung jährlicher Beiträge von 423 Franken. Die Beträge der einzelnen Spender reichten von einem bis zu 200 Franken. Dazu kamen noch beachtliche Bestände an naturhistori-

86 | Ebd., S. 14 f.

87 | Basler Zeitung vom 16. Dezember 1834, S. 925–926.

88 | Ebd., S. 926.

schen Gegenständen. So kamen allein mehr als 600 Stück Versteinerungen in die Sammlung, wobei es sich bei einem großen Teil davon um die Privatsammlung von Merian handelte, die er dem Museum schenkte. Auch weitere ganze Sammlungen wurden dem Museum vermacht. So hinterließ Carl Friedrich Ryhiner (1807–1879) bei seiner Auswanderung nach Nordamerika dem Museum rund 200 Mineralien. Noch bedeutender fiel das Geschenk von Johann Jakob Hagenbach aus, der dem Museum die Insektensammlung seines früh verstorbenen Sohnes, die allein über 15000 Exemplare umfasst haben soll, überließ. Erstmals traten nun auch Frauen als Spenderinnen von Geld oder naturhistorischen Gegenständen im Verzeichnis der Geschenke auf. So spendete Valerie Faesch-Thurneysen (1781–1856), die Mutter von Cécile Thurneysen, die seit 1821 mit Peter Merian verheiratet war, 32 Franken.⁸⁹ Von Maria Luisa Moulton-Streckeisen aus Genf erhielt das Museum mehrere brasilianische Tiere, darunter auch einen ausgestopften Nasenbären. Überhaupt kamen immer mehr Objekte aus Übersee in das Museum in Basel. Diese stammten von Auswanderern nach Nord- oder Südamerika wie dem bereits erwähnten Ryhiner oder Carl Zimmerlin (1800–1852), der sich in Mexiko niederließ, oder einem gewissen Doktor Dettwiler, welcher dem Museum rund 20 kleinere nordamerikanische Säugetiere, über 130 Vögel und einige Reptilien zusandte.⁹⁰ In späteren Jahren waren es dann auch Geistliche im Dienst der Balser Mission, die an ihrer Missionsstation Tiere und Pflanzen sammelten und nach Basel schickten. Damit verfügte das Museum über einen stetig zunehmenden Kreis an Personen, die dem Museum Objekte zuschickten. Das Sammeln von Naturgegenständen und allgemein die Mitarbeit oder Teilhabe am naturwissenschaftlichen Museum hatten sich somit zu einem gesellschaftlichen Unternehmen entwickelt, da es nun praktisch jeder Person freistand, das Museum mit Objekten oder mit finanziellen Zuwendungen zu »beschenken«. Ein Blick in das Geschenkbuch zeigt, dass die Bevölkerung regen Gebrauch von der Einladung machte. Die stetig zunehmende Zahl an »Mitarbeitern« für das Museum führte dazu, dass die Museumskommission den Beschluss fasste, ihre Jahresberichte nun öffentlich zu publizieren und »einem größeren Publikum eine gedrängte Nachricht über den Zustand und Zuwachs der öffentlichen naturwissenschaftlichen Sammlungen beizufügen«. So erschien im August 1835 erstmals der *Bericht über die Verhandlungen der Naturforschenden Gesellschaft Basel*. In diesem dokumentierte die Naturforschende Gesellschaft sämtliche im Rahmen ihrer Treffen gehaltenen Vorträge, die Mitgliederliste sowie das Verzeichnis der Geschenke an das Naturwissenschaftliche Museum. Die einzelnen Vorträge, von denen von September 1834 bis August 1835 insgesamt 34 stattgefunden hatten, wurden

89 | Sämtliche durch die Subskription dem Museum gemachten Geschenke wurden 1835 im ersten *Bericht über die Verhandlungen der Naturforschenden Gesellschaft Basel* publiziert (1 [1835], S. 77–79).

90 | Ebd., S. 103 f.

nicht nur aufgelistet, sondern auch zusammengefasst oder, wenn ein Manuskript vorlag, ganz abgedruckt. Sie waren zudem nun auch nach einzelnen Fachbereichen geordnet, wodurch auch die Einteilung der naturwissenschaftlichen Fächer repräsentiert wurde:

1. Zoologie
2. Zootomie und Anthropomie (also Anatomie von Tieren und Menschen)
3. Physiologie, worunter vor allem physikalische Prozesse in lebenden Organismen zusammengefasst wurden
4. Botanik
5. Geologie und Petrefaktenkunde
6. Physik und Meteorologie
7. Chemie
8. Medizin

In den Zusammenfassungen der Vorträge zeigte sich auch die hohe Bedeutung der Objekte. In zahlreichen Fällen bestand der gesamte Vortrag auf der Präsentation eines Objektes aus der Sammlung. So zeigte zum Beispiel Merian am 2. Februar 1835 »eine noch unbeschriebene, seltene Versteinerung vor, welcher er den Namen *Rhyncholites acuminatus* beigelegt hat. Sie wurde von Herrn Franz Seul [...] beim Bubendörfer Bad im Kanton Basel gefunden und der Petrefaktensammlung des Museums geschenkt.⁹¹ Zum Teil wurden auch lebendige Tiere vorgeführt, wie ein rotschnabligter Kernbeißer, vorgeführt vom Apotheker Wettstein, der am Vogelkäfig Fäden zu einem Netz flechten konnte. Man warb vermehrt um Mitglieder, und das nicht ohne Erfolg. Ende 1835 waren es insgesamt 52 Mitglieder, wobei allein in den vermeintlichen Krisenjahren zwischen 1833 bis 1835 insgesamt 23 Neueintritte verzeichnet werden konnten und sich somit die Zahl der Mitglieder nahezu verdoppelt hatte.

Der Band enthielt zudem noch einen Bericht über die Entstehung und den damaligen Zustand der naturwissenschaftlichen Sammlungen samt Bibliothek, der Botanischen Anstalt und dem Anatomischen Museum. Der Bericht bestand vor allem aus einer Darstellung der Geschichte der einzelnen Abteilungen, die stets auf die ersten Anlagen zu einer wissenschaftlichen Sammlung zu Beginn des 18. Jahrhunderts verwiesen. Es folgte eine Übersicht über die der Universität gemachten Geschenke sowie die Ankäufe einzelner Sammlungen. Man hob die Bedeutung der privaten und individuellen Sammlungstätigkeiten eines Stähelin, d'Annone, Bruckner oder Bernoulli hervor, welche durch Vermächtnis oder Verkauf ihrer Sammlungen die Grundlagen für das Naturwissenschaftliche Museum und dessen Abteilungen gelegt hätten. Die Übersicht endete mit den jüngsten Schenkungen an das Museum, die in der Folge auch im Detail aufgelistet wurden. Die Rubrik »Geschenke an das Naturwissen-

91 | Ebd., S. 36.

schaftliche Museum« war auch ein fester Bestandteil in den folgenden Berichten. Schon im zweiten Band der Berichte der Verhandlungen der Naturforschenden Gesellschaft konnte Peter Merian in einem Artikel die Bedeutung der naturwissenschaftlichen Forschung der Geologie für die Industrie der Basler Bürgerschaft unter Beweis stellen. Merian berichtete, dass man nahe von Basel bei Testbohrungen auf Steinsalz gestoßen war.⁹² Auf die Möglichkeit von Salzvorkommen in der Landschaft um Basel hatte Merian bereits in seiner 1821 erschienenen Publikation hingewiesen. Seither war der deutsche Bohrspezialiste Carl Christian Friedrich Glenck (1779–1845) in der Nordwestschweiz auf der Suche nach Salz.⁹³ Dieser leitete auch die Bohrungen knapp eine Stunde Fußmarsch von Basel entfernt. 1837 gründete Glenck die Saline Glenck, Kornmann und Cie., die daraufhin mit den ersten Förderungen von Steinsalz in der Schweiz beginnen konnte. Dies war aus ökonomischer Sicht von hoher Bedeutung, da die Schweiz abgesehen von den Minen bei Bex über keine eigenen Salzwerke verfügte und auf den Import angewiesen war. Später stieß man bei den Bohrungen im Salzwerk noch auf die versteinerten Knochen von zuvor nicht bekannten Tieren, die der englische Zoologe und Anatom Richard Owen erst im Jahr 1842 als *Dinosauria* taxonomierte.⁹⁴

Mit der gesellschaftseigenen Publikation existierte nun erstmals seit der Einstellung der *Acta Helvetica* wieder eine Basler Zeitschrift zur Publikation naturwissenschaftlicher Artikel, Berichte und Notizen. Sie diente aber auch dazu, die allgemeine Bevölkerung über die Fortschritte in den Naturwissenschaften zu unterrichten und darüber hinaus die Anteilnahme der Bevölkerung in Form von Geschenken oder Nachrichten zu würdigen. Egal ob Mitglied oder nicht und egal, was man dem Museum schenkte, man konnte so gut wie sicher seinen Namen im akademischen Kontext neben jenen der Herren Professoren und Doktoren zu lesen bekommen.

92 | Ebd.

93 | Zur Leistung Glencks auf dem Gebiet der industriellen Salzgewinnung vgl. Beck, Günther: Die Salinenunternehmungen und Salzbohrversuche von Carl Christian Friedrich Glenck: Über die Frühphase des Industrialisierungsprozesses in der Salzwirtschaft Mitteleuropas. Oldenburg 2001.

94 | Der Begriff Saurier bestand zwar bereits seit den 1820er-Jahren, jedoch führte die Taxonomie von Owen um 1840 zur internationalen Anerkennung der Dinosaurier als »urzeitliche, echsenähnliche« Tiere; Owen, Richard: Report on British Fossil Reptiles. Part II. Report of the Eleventh Meeting of the British Association for the Advancement of Science; Held at Plymouth in July 1841. London 1842, S. 60–204.

3.4 DAS MUSEUM ÖFFNET SICH

Ausgelöst durch die Kantonstrennung von 1833 erhielt das Naturwissenschaftliche Museum zunehmend die Funktion einer staatlichen Sammlungsinstitution mit immer professionelleren Strukturen. Die Kantonstrennung schien aber auch auf die inhaltliche Ausrichtung des Museums und der Naturwissenschaften in Basel einen Einfluss gehabt zu haben.

Nach der Kantonstrennung befand sich die Universität Basel noch immer in einer prekären Situation. Es fehlte vor allem an finanziellen Mitteln, da Basel nunmehr auf die Einnahmen aus der Landschaft verzichten musste. Wiederum kam die Debatte auf, ob eine Weiterführung der Universität in Basel mit den nun beschränkten finanziellen Mitteln in gleichem Rahmen möglich sei. Die Universität Basel hatte durch die Gründungen der Universität Zürich 1833 und der Universität Bern 1834 zudem ihre Alleinstellung als einzige Volluniversität in der deutschsprachigen Schweiz eingebüßt und sah sich nun auch einer inländischen Konkurrenz ausgesetzt. Zur Beurteilung der Situation setzte das durch die Auflösung der alten Staatsordnung 1833 neu aufgestellte Erziehungskollegium eine Kommission ein. Anders als bei der Reorganisation der Universität 1817 kamen diesmal aus der Basler Bevölkerung kaum kritische Stimmen, die sich gegen die Weiterführung der Universität aussprachen. So stieß auch der Ratschlag des Erziehungskollegiums auf Basis des Berichts der Universitätskommission auf einstimmige Akzeptanz in der Basler Regierung. Schon am 9. April 1835 trat das neue Universitätsgesetz in Kraft, wobei es nur wenige Veränderungen zum bereits bestehenden Gesetz von 1817 aufwies.

Die Zusammenstellung der Lehrstühle wurde vorerst noch beibehalten, doch kam es bei ihrer Besetzung vor allem in den naturwissenschaftlichen Fächern zu einigen Änderungen. Dass Peter Merian in diesem Jahr als Rektor der Universität waltete, ermöglichte ihm, bei der Umgestaltung direkt mitzuwirken. Er selbst gab bekannt, dass er den Lehrstuhl für Chemie und Physik aufgrund seiner Krankheit nicht weiter besetzen mochte. Mit Christian Friedrich Schönbein, der Merian bereits mehrere Jahre lang vertreten hatte, verfügte die Universität über einen mehr als valablen Ersatz. Schönbein, der sich durch sein Engagement während der Kantonstrennung unter der Bürgerschaft ein hohes Ansehen verschafft hatte, erhielt damit ohne je eine Promotion oder Habilitationsschrift verfasst zu haben den Lehrstuhl für Chemie und Physik. Merian gab seinen Professorentitel aber nicht ab. Er verzichtete auf eine bezahlte Anstellung und wurde zum Honorarprofessor für Geognosie und Petrefaktenkunde. Damit konnte er sich ausschließlich seinem Hauptinteressensgebiet und der Arbeit im Museum widmen. Christoph Bernoulli gab seinen Lehrstuhl für Naturgeschichte ebenfalls ab. Ihm übertrug man den Titel eines Professors der industriellen Wissenschaften. Damit war es ihm nun ebenfalls möglich, innerhalb seines eigentlichen Interessengebiets Vorlesungen über Mechanik und

Technologie zu halten. Bernoulli hatte sich durch mehrere Schriften, in denen er sich für eine Ausdehnung der Industrialisierung einsetzte, für diese neue Professur empfohlen. Zuletzt erhielt er mit seinem Handbuch der *Dampfmaschinen-Lehre für Techniker und Freunde der Mechanik*, welches 1833 erschien, Beachtung bei Naturforschern und Industriellen in ganze Europa.⁹⁵ Die ehemals zur Naturgeschichte gehörigen Bereiche wurden auf mehrere Lehrstühle und Dozenten verteilt. Neben Merian in der Geologie und Petrefaktenkunde hielten Meisner, der nach wie vor einen Lehrstuhl in der Medizin hatte, zusammen mit Imhoff Vorlesungen in der Zoologie als Privatdozenten. Als im folgenden Jahr der Professor für Botanik Röper einen Ruf der Universität Rostock annahm, erhielt Meissner den Lehrstuhl für Botanik und damit auch die Aufsicht über die Botanische Anstalt samt Garten. Rudolf Merian trug neben Mathematik auch Astronomie vor. Die medizinische Fakultät blieb unverändert und stand unter der eigentlichen Leitung von Carl Gustav Jung.

Die Naturwissenschaftler unter der Ägide von Christoph Bernoulli und Peter Merian hatten durch ihr geschicktes strategisches Vorgehen dafür gesorgt, dass sie die naturwissenschaftlichen Disziplinen an der Universität Basel bei der Reorganisation der Universität im Jahr 1835 praktisch nach ihren individuellen Interessen und Fähigkeiten einrichten konnten. Räumliches Zentrum des gesamten naturwissenschaftlichen Unterrichts war und blieb das Naturwissenschaftliche Museum. Dabei spielten die Sammlungsgegenstände eine zunehmende Rolle in der Lehre der naturhistorischen Fächer wie Zoologie, Petrefaktenkunde oder Geologie und selbst im Vorlesungsverzeichnis wurde stets auf die Benutzung der Sammlungen im Museum hingewiesen.⁹⁶ Gleichzeitig verschwand aber der Begriff Naturgeschichte allmählich aus dem Vorlesungsverzeichnis und wurde durch spezifischere Fachbezeichnungen wie Zoologie, Botanik, Geologie, Entomologie oder Physiologie ersetzt. Die hohe Kompetenz, welche die Naturwissenschaftler an der Universität Basel erhalten hatten, ermöglichte es ihnen, auch fachkundigen Kollegen Raum für Vorlesungen an der Universität zu geben. Davon profitierte zum Beispiel der Apotheker Johann Jakob Bernoulli, der seit 1829 der Naturforschenden Gesellschaft und seit 1834 auch der Museumskommission angehörte.⁹⁷ Bernoulli erhielt ab 1835 das Recht, Vorlesungen über Pharmazie zu halten, wozu ihm die Universität den dazu nötigen Dokortitel ehrenhalber verlieh. Mit Bernoulli war seit de Lachenal erstmals wieder ein Dozent an der Universität, der sich intensiver mit der Pharmazie und insbesondere Pharmakognosie beschäftigte. Für seinen Unterricht und

95 | Bernoulli, Christoph: *Handbuch der Dampfmaschinen-Lehre für Techniker und Freunde der Mechanik*. Stuttgart, Tübingen 1833.

96 | Verzeichnis der Vorlesungen welche im Winterhalbjahr 1835–1836 an der Universität Basel werden gehalten werden. Basel 1835.

97 | Vgl. dazu Rüttimeyer, Ludwig: Nachruf auf Dr. J. J. Bernoulli-Werthemann. In: *Verhandlungen der Naturforschenden Gesellschaft in Basel* 10 (1895), S. 844–856.

die pharmazeutische Lehre und Forschung konnte er sowohl auf die Bestände im botanischen Garten als auch das chemische Laboratorium im Falkensteinerhof zurückgreifen.

Im naturwissenschaftlichen Museum fanden neu neben den ordentlichen auch öffentliche Vorlesungen statt. So bot Imhoff einen im Herbst 1833 in der Zeitung ausgeschrieben Kurs in der Zoologie an, zu dem auch Nichtstudierende zugelassen waren.⁹⁸ An ein breiteres Publikum war auch die Vorlesung von Schönbein in der Chemie im selben Jahr gerichtet. Er sah vor, »diejenigen Teile der technischen Chemie vorzutragen, welche sich auf mehrere der hier betriebenen Fabrikationszweige beziehen: nämlich die Grundsätze der Färberei, des Bleichens, der Bierbrauerei, Branntweinbrennerei, Essigfabrikation und Gerberei«.⁹⁹ Solche »populären Vorträge über Chemie mit Rücksicht auf das Gewerbe« hielt Schönbein auch in den folgenden Jahren. Außerhalb der Vorlesungszeiten standen die naturwissenschaftlichen Sammlungen am Sonntag zwischen zehn und zwölf Uhr und am Dienstagnachmittag allen Besuchern offen. Auch das chemische Laboratorium und die physikalischen Geräte konnten weiterhin »von Allen benutzt werden, die sich gehörigen Orts melden«.¹⁰⁰

Unterstützung erhielt die Universität durch die 1835 neu gegründete Freiwillige Akademische Gesellschaft. Schon vor der Kantonstrennung ging auf Initiative des Juristen und Mitglieds des Kleinen Rates Andreas Heusler (1802–1868) im März 1833 ein Aufruf an die Basler Bürgerschaft zur der Gründung einer gemeinnützigen Gesellschaft mit dem Ziel, unter der Bevölkerung »ein größeres Interesse für Wissenschaft« überhaupt »einzufloßen« und zur »lebendigen Teilnahme an dem Wohl der Bildungsanstalten anzuregen«.¹⁰¹ Die politischen Unruhen im Sommer 1833 verhinderten allerdings vorerst eine Weiterführung der Initiative. Gleich nach Annahme des neuen Universitätsgesetzes am 9. April kam es nur zwei Tage später zur tatsächlichen Versammlung »einiger Freunde der wissenschaftlichen Anstalten« in Basel. Es ging um die Frage, »ob nicht durch freiwillige Mitwirkung wohldenkender Bürger [...] der Sinn und die Liebe zur Wissenschaft belebt und angeregt werden könnte«.¹⁰² Auch beim zweiten Anlauf zur Gründung einer Privatgesellschaft zur Unterstützung der Universität war Andreas Heusler Hauptinitiator, der nun auch als Direktor des Erziehungskollegiums amtierte. Peter Merian, seinerseits Rektor, beteiligte sich an

98 | Basler Zeitung vom 5. November 1833, S. 784.

99 | Ebd. vom 9. November 1833, S. 794.

100 | Verzeichnis der Vorlesungen welche im Winterhalbjahr 1835–1836 an der Universität Basel werden gehalten werden. Basel 1835.

101 | Heusler schwebte dabei eine ähnliche Gesellschaft vor wie die Naturforschende, die sich allerdings nicht ausschließlich auf naturwissenschaftliche Themengebiete beschränken sollte, sondern die Wissenschaften im Allgemeinen zu fördern suchte.

102 | Burckhardt, Christoph Friedrich: Geschichte der Freiwilligen Akademischen Gesellschaft der Stadt Basel während der ersten 50 Jahre ihres Bestehens. Basel 1885.

der Ausarbeitung der Statuten der zu gründenden Gesellschaft. Es folgte ein erneuter Aufruf an die Basler Bürgerschaft zur Gründung der Freiwilligen Akademischen Gesellschaft, womit die Gesellschaft auch ihren Namen gefunden hatte. Der Appell war vor allem an die wohlhabende Schicht gerichtet, denn die Gesellschaft sollte mit privaten Mitteln zur Schließung der finanziellen Lücke der Universität durch die Kantonstrennung beitragen. Des Weiteren wollte man »populäre Vorlesungen über wissenschaftliche Gegenstände« fördern und jenen zugänglich machen, »welche bisher durch ökonomische Verhältnisse davon ausgeschlossen waren«. Ebenfalls war die Vermehrung und zweckmäßige Aufstellung der Sammlungen im Naturwissenschaftlichen Museum als auch der Kunstsammlungen ein erklärtes Ziel der Gesellschaft. Dem Aufruf folgten insgesamt 25 Personen und schon am 17. September desselben Jahres erfolgte die Konstituierung der Gesellschaft.¹⁰³ Damit bestanden Ende 1835 bereits mehrere Privatgesellschaften, deren Zweck und Ziel es war, die Wissenschaften und wissenschaftlichen Anstalten in der Stadt zu fördern.¹⁰⁴ Seit der Trennung des Kantons hatte sich nun definitiv ein Wandel in der Einstellung der städtischen Elite zur Universität eingestellt. Diese neue Wahrnehmung der Universität sollte auch in der Verfassung festgelegt werden. Dazu kam es im Zusammenhang mit dem Universitätsgutgesetz 1836 zur Gründung einer Akademischen Zunft. Ihr konnten alle Universitätsangehörigen mit Basler Bürgerrecht beitreten und erhielten damit auch das Wahlrecht. Basel hatte seit der Zeit der Restauration noch immer eine Zunftverfassung, durch welche Handel und Gewerbe in der Stadt geregelt wurden. Politisch war die Einrichtung insofern wichtig, da nun auch die Universitätsangehörigen mit dem Zunftmeister eine eigene Vertretung in der Regierung stellen konnten. Das Amt des Zunftmeisters erhielt Peter Merian, der seit Februar 1836 auch Mitglied des Kleinen Rates war. Neben ihm wählte man Andreas Heusler, mit dem Merian im Jahr zuvor bereits die Freiwillige Akademische Gesellschaft mitbegründet hatte.¹⁰⁵ Durch die zahlreichen Ämter, die Merian und Heusler auf ihre beiden Personen vereinen konnten, waren sie hinsichtlich universitätspolitischer Fragen die einflussreichsten Männer der Stadt.

103 | Die ersten Statuten der Gesellschaft finden sich ebenfalls in: Burckhardt: Geschichte der Freiwilligen Akademischen Gesellschaft.

104 | Weitere historische Darstellungen der Geschichte, Entwicklung und der Aktivitäten der Freiwilligen Akademischen Gesellschaft finden sich bei: Bonner, Gustav: Geschichte der FAG während der ersten 100 Jahre ihres Bestehens. Basel 1935; Staehelin, Andreas: Die grosse private Helferin der Universität. 150 Jahre FAG. Basel 1985.

105 | Zur Geschichte der Akademischen Zunft vgl. Roth, Paul: Die Anfänge der Akademischen Zunft in Basel. In: Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde 35 (1936), S. 133–149.

Durch die neue Rechtssituation der Universität, ein weit ausgedehntes Patronat an einflussreichen Personen und die zum akademischen Unterricht und für die Forschungen nötigen Infrastrukturen im Museum stand die Naturwissenschaft allmählich auf einer sicheren, durch weite Kreise der Bürgerschaft abgestützten Basis. Dies zeigte sich in der zunehmenden Bereitschaft für Spenden von Geldbeträgen, Objekten und Naturalien zur Erweiterung der wissenschaftlichen Sammlungen. Mit der Zahl neuer Mitglieder stieg auch die Zahl an Geschenken, die dem Museum von privater Seite zugeführt wurden. Man war auch bestrebt, den Betrieb im Museum mehr und mehr zu professionalisieren, wozu regelmäßige Jahresberichte über die Aktivitäten im und um das Museum gehörten. Ab 1836 sprach man nun auch nicht mehr von einem Museumsabwart, sondern führte Andreas Schneider mit dem Titel »Präparator« auf.¹⁰⁶ Schneider, über den kaum etwas bekannt ist, war ursprünglich gelehrter Buchbinder und hatte zumindest von seiner Ausbildung her gewisse Erfahrung im »Zusammennähen« von Leder oder fragilen Stoffen. Er erschien in den folgenden Jahren auch mehrere Male als Donator von Geschenken in den Jahresberichten des Museums. So schenkte er dem Museum 1836 ein »Vorderes Schenkelbein eines Mammuts«.¹⁰⁷ Neben Schneider beauftragte man oft auch den in Aarau wohnhaften Johann Monhard, der als selbstständiger Präparator tätig war und auch Handel mit ausgestopften Tieren und Versteinerungen betrieb.¹⁰⁸ Was das Ausstopfen der Tiere betrifft, so hatte Merian als Leiter des Museums konkrete Vorstellungen, wie dies zu erledigen sei. Dabei hatten Museumsleiter und Präparator teilweise sehr unterschiedliche Ansichten. Ein Auftrag, der Merian länger beschäftigte, war der Fall »Tapirschädel«.¹⁰⁹ Dabei handelt es sich um den Auftrag zum Ausstopfen eines Tapirs im Jahr 1837. Monhard erhielt den Schädel und die Haut des Tieres aus Basel zugeschickt. Merian bat den Präparator darum, den Schädel und die Zähne beim ausgestopften Tier sichtbar zu lassen. Grund dafür war, dass Zähne und Kiefer von Tapiren eine bedeutende Rolle zur zoologischen Klassifizierung und Bestimmung des eigentlichen Tieres, aber auch von ausgestorbenen Tierarten spielten.¹¹⁰ Die Ar-

106 | Bericht über die Verhandlungen der Naturforschenden Gesellschaft 1 (1835), S. 82, dort noch als Abwart aufgeführt, erhält er ab Band 2 die Bezeichnung »Präparator«, vgl. Bericht über die Verhandlungen der Naturforschenden Gesellschaft 2 (1837), S. 105.

107 | Ebd.

108 | Vgl. dazu die Anzeige in der Zeitung Der Aufrichte Schweizer-Bote vom 17. Dezember 1835 (Nr. 51, S. 407).

109 | Ivo Chiavi dokumentierte den Vorfall in seiner Auswertung der Briefbücher von Peter Merian, worauf sich der hier vorgestellte Text bezieht. Chiavi: Peter Merian, S. 69–71.

110 | Zähne von rezenten, also noch lebenden Tierarten, waren wichtig für die Bestimmung und Klassifizierung von fossilen Tieren, von denen sich oftmals nur Zähne

beit zog sich über zwei Jahre hin, was Merian zu mehrmaligen Mahnungen veranlasste. Als das präparierte Tier endlich in Basel angekommen war, fehlten nicht nur die Zähne, sondern der ganze Schädel. Der Schädel hatte dem Präparator zwar zum Ausmessen des Kopfes gedient, doch integrierte er ihn nicht in das ausgestopfte Modell. Dem Präparator war die äußere Erscheinung seines Modells wichtiger als seine anatomischen Merkmale, welche ihrerseits für die zoologische Forschung entscheidend waren. Als Merian eine Rücksendung des Schädels einforderte, stellte der Präparator ihm die Zeit zum Auffinden des Objekts in Rechnung. Merian hielt allein schon die Rechnung über 135 Franken für das Ausstopfen als übertrieben. Es kam zum Streit über allfällige Leistungen und Zahlungen, was zum Zerwürfnis der Beziehung zwischen Merian und Monhard führte.¹¹¹ Nicht nur für die Herstellung von Ausstellungsobjekten engagierte man »Spezialisten«. Zur Ordnung der Sammlung der Versteinerun-

erhalten haben. Die Methode der vergleichenden Anatomie hatte Georges Cuvier etabliert. Der Tapir nahm eine besondere Stellung ein, da er anatomische Ähnlichkeiten zu ausgestorbenen Elefantenarten auswies. Cuvier benannte diese ausgestorbene Elefantenart *Tapirus giganteus*, die als eine der größten, damals bekannten Säugetierarten galt. Der deutsche Zoologe Johann Jakob Kaup (1803–1873) am Naturalienkabinett in Darmstadt konnte 1829 anhand von Untersuchungen von Kieferknochen und insbesondere der Zähne genauere Bestimmungen der Art vornehmen. Nach ihm bildete der Tapir *giganteus* eine eigene Art, die er entsprechend als *Deinotherium* bezeichnete, vgl. Kaup, Johann Jakob: Über *Deinotherium*, eine urweltliche Gattung aus der Dickhäuter-Ordnung. In: *Isis* 13 (1829), H. IV, S. 401–404; zur Forschung über in Europa gefundene fossile Reste des *Dinotheriums* vgl. auch Meyer, Hermann von: Das *Dinetherium bavaricum*. In: *Nova Acta Leopoldina* 16 (1833) Heft 2, S. 487–516; für die Schweiz vgl. Schinz, Rudolph: Einige Entdeckungen fossiler Säugethierknochen in der Schweiz. In: *Schweizerische Zeitschrift für Natur- und Heilkunde*. Erster Bd. (1835), S. 239–248.

111 | »Ich habe ihre Briefe nunmehr der Commission vorgelegt. Dieselbe hat mit schmerzlichem Bedauern Ihr Benehmen hinsichtlich des Tapirschädels vernommen. Als Ihnen bereits vor 2 Jahren die Tapirhaut übersendet wurde, habe ich Ihnen ausdrücklich bemerkt, Sie wollten des wohlerhaltenen Schädels wegen die Zähne am ausgestopften Tiere sichtbar machen. Ich will gelten lassen, dass Sie Gründe haben konnten, das nicht zu tun, bei einem so wertvollen Gegenstand wäre es aber angemessen gewesen, uns vorher diese Gründe wissen zu lassen. Dass Sie aber den Schädel einfach hinterhalten, in 2 Briefen die Sie mir nach Absendung des Tieres schreiben, kein Wort davon erwähnen und als Sie direkt daran müssen gemahnt werden, mit einer nachträglichen Rechnung von Fr. 25.- kommen ist ein Verhalten das wir uns keineswegs wollen gefallen lassen und wenn wir länger mit einander in Verbindung bleiben sollen, so müssen Sachen dieser Art nicht mehr vorkommen. Dass unter so bewandter Umstände von einer nachträglichen Vergütung wegen des Schädels nicht die Rede sein kann, versteht sich von selbst. [...]«; Brief von Merian an Monhard vom 11. September 1837. In: Merian: Briefbuch, S. 158 f., zit. n. Chiavi: Peter Merian, S. 113 f.

gen hatte man im Laufe des Jahres 1837/1838 extra den aus Frankfurt stammenden Christian Erich Hermann von Meyer (1801–1869) nach Basel eingeladen.¹¹² Meyer hatte mit seiner 1832 veröffentlichten Schrift *Palaeologica* unter den Naturforschern Europas für Aufsehen gesorgt.¹¹³ Meyer versuchte die gemachten Forschungen von fossilen Wirbeltieren systematisch zusammenzutragen, weil durch sie »die Geschichte der Entstehung und Ausbildung unseres Erdballs und der Entwicklung ihrer Geschöpfe« abgelesen werden könne.¹¹⁴ Er schlug in seiner Schrift auch bereits eine Klassifikation großer fossiler Reptilien vor und verwendete dazu den sich allmählich etablierenden Begriff Saurier. Arbeiten wie jene von Meyer kreierten aus dem Studium von Fossilien und insbesondere von fossilen Tieren einen eigenen neuen Zweig der Naturwissenschaften, durch welchen sich die Erdzeitalter und die Entstehung und Entwicklung der Natur zurückverfolgen ließen und die Geschichte der Natur neu geschrieben werden konnte: die Paläontologie. Meyer hatte auch andere Sammlungen in der Schweiz besucht und interessierte sich vor allem für Fossilien von Wirbeltieren aus Molassegebilden in der Schweiz. Die Fülle an Material sei dabei so groß gewesen, dass er Knochen aus mehreren Sammlungen zur Bestimmung mit nach Frankfurt genommen hatte. Seine Erkenntnisse über die »vorweltliche Fauna« der Schweiz wollte er bei der 23ten Jahresversammlung der Schweizerischen Gesellschaft für die Gesamten Naturwissenschaften, die sich nun Schweizerische Naturforschende Gesellschaft nannte, persönlich vortragen. Er war jedoch verhindert und schickte einen Artikel, der im Rahmen der Versammlung vorgelesen wurde.¹¹⁵

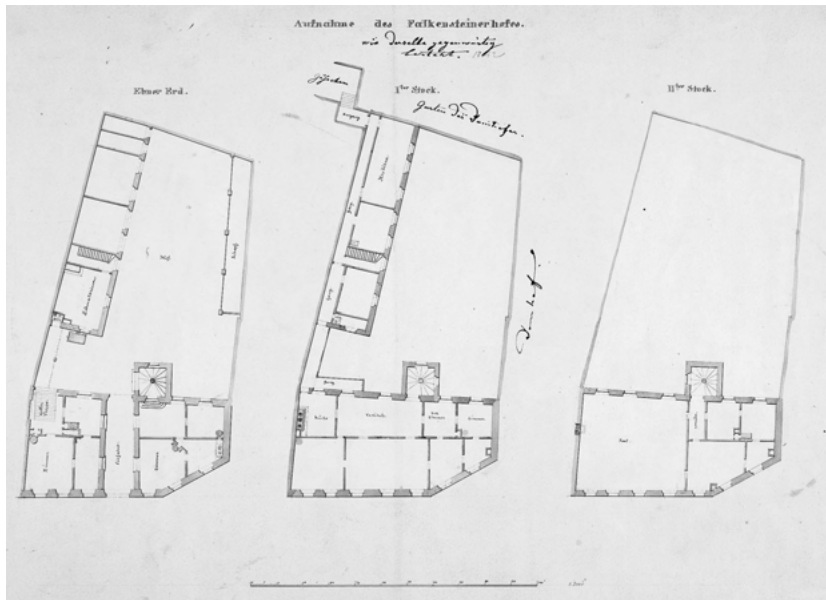
112 | Merian, Peter: Aufzählung der bis jetzt in der Umgebung von Basel aufgefundenen fossilen Überresten von Säugetieren und Amphibien. In: Bericht über die Verhandlungen der Naturforschenden Gesellschaft in Basel 3 (1838), S. 40–46.

113 | Meyer, Christian Erich Hermann von: *Palaeologica zur Geschichte der Erde und ihrer Geschöpfe*. Frankfurt am Main 1832.

114 | Ebd., S. 36.

115 | Ebd.: Über die fossilen Säugethiere, Reptilien und Vögel der Molassegebilde der Schweiz. In: Verhandlungen der Schweizerischen Naturforschenden Gesellschaft 23 (1838), S. 63–71.

Abb. 9: Plan des Naturwissenschaftlichen Museums im Falkensteinerhof von 1842. Im Erdgeschoss befanden sich das chemische Laboratorium und der physikalische Apparat. Im zweiten Geschoss die naturhistorischen Sammlungen und im dritten ein Hörsaal, der auch zur Aufstellung von Sammlungsobjekten genutzt wurde.



3.5 EIN TEMPEL FÜR KUNST UND WISSENSCHAFT – DAS MUSEUM UND DIE BÜRGERSCHAFT

Mit den Ereignissen infolge der Kantonstrennung 1833 begann sich das Museum mehr und mehr zu einer öffentlich-kantonalen Sammlungsinstitution zu entwickeln. Dank des intensiven Einsatzes der Personen aus dem Umfeld des Naturwissenschaftlichen Museums war es möglich, die Sammlungen der Universität im Besitz des neuen Kantons Basel-Stadt zu erhalten. Zu diesen gehörten nebst den Naturalien und physikalischen Apparaten nach wie vor die Bücher, Kunstwerke und Antiquitäten der Öffentlichen Bibliothek. Die Kantonstrennung hatte aber auch Folgen auf die Praxis der Naturforschung in der Region Basel. Da die Region nun in zwei voneinander getrennte politische Einheiten aufgeteilt wurde, verlor die Stadt Basel ihren direkten Zugriff auf die Landschaft und damit auch einen Großteil seines ursprünglichen Territoriums. Mit der Unabhängigkeit der Landschaft wurde der Stadt auch die Verfügung über die lokale, sie umgebende Natur entzogen, aus welcher ein Großteil der

Sammlungsbestände im Naturwissenschaftlichen Museums stammten. Die Erfahrungen im Zuge der Kantonstrennung führten dann auch zur Formulierung eines offiziellen Museumsgesetzes, durch welches die Gegenstände »auf ewig« in den Besitz der Stadt Basel übertragen wurden, was faktisch eine Verstaatlichung der Sammlungen bedeutete. Im Zuge dieser Verstaatlichung der Sammlungen erfolgte auch die Integration der Naturwissenschaften sowie der damit verbundenen Lehre und Forschung in den dazugehörigen Fächern und das durch sie geförderte Wissen in die staatliche Bildungspolitik. Die Sammlungsgegenstände erhielten damit eine neue Bedeutung als öffentliche Güter des Kantons Basel. Gleichzeitig hatten sich die Naturwissenschaften als für die technologisch-industrielle und damit wirtschaftliche Entwicklung der Stadt relevante Wissensbereiche etabliert. Diese Entwicklungen fanden in den 1840er-Jahren ihren materiellen Ausdruck im Bau eines neuen Gebäudes, in dem die öffentlichen Sammlungen aus Wissenschaft und Kunst zusammengeführt werden sollten. In der Geschichte zum Bau des neuen Museums, von dem das folgende Kapitel handelt, wird deutlich, wie sich unter der Basler Bürgerschaft die Idee des Museums als einer zentralen Sammlungsinstitution zur Repräsentation des Bildungs- und Wohlstandes der Stadt entwickelt hatte.

Im Dezember 1841 erschien in einer Basler Tageszeitung der Aufruf zur »Erbauung eines neuen Museums«.¹¹⁶ Wiederum war es Peter Merian, der eine Hauptrolle bei der Propagierung des Vorhabens einnahm. Unterstützt wurde er vom Textilfabrikanten und Präsidenten des Kunstvereins Felix Sarasin (1797–1862). Der Basler Kunstverein wurde 1839 nach dem Vorbild der Naturforschenden Gesellschaft zur Förderung der Kunst und Erweiterung der Kunstsammlung in der Öffentlichen Bibliothek gegründet.¹¹⁷ Ihnen schloss sich der an historischen Gegenständen und Themen besonders interessierte Ludwig August Burckhardt (1808–1863) an, ein Initiator der bereits 1836 gegründeten Historisch-Antiquarischen Gesellschaft. Diese verfolgte im Bereich der Geschichte ähnliche Ziele wie die beiden anderen Privatgesellschaften, konnte sich jedoch nur langsam etablieren. Es waren somit die Vertreter dreier Privatgesellschaften und der Bibliothekskommission, die im Frühjahr 1841 die Kommission für das neue Museum bildeten. Wie schon vier Jahre zuvor angedacht, sah die Kommission vor, auf dem Areal des ehemaligen Augustiner-Klosters ein neues Gebäude zur Unterbringung der Öffentlichen Bibliothek, der Kunstsammlung, des Naturwissenschaftlichen Museums und eines Saals für Vorlesungen vor einem größeren Publikum zu errichten. Die Gesamtkosten für den Neubau hatte man mit 255 000 Franken veranschlagt. Bei der Rechnung ging man davon aus, dass sich die Regierung mit 175 000 Franken durch die Übernahme der

116 | Avis-Blatt Basel vom 18. Dezember 1841. Nr 149, S. 266–270.

117 | Lukas, Thomas Kellein, Margrit Suter: Die Geschichte des Basler Kunstvereins und der Kunsthalle Basel 1839–1988: 150 Jahre zwischen vaterländischer Kunstpflege und modernen Ausstellungen. Basel 1989.

durch den Neubau nicht mehr benötigten Gebäude, dem Falkensteinerhof, dem Reinacherhof und dem Haus zur Mücke, beteiligen würde. Zur Finanzierung fehlten also 80 000 Franken, die man nun mithilfe des Aufrufs von privater Seite zu akquirieren hoffte.

Im Zusammenhang mit der Spendensammlung wurde stets an den Gemeinsinn der Bevölkerung appelliert und darauf hingewiesen, dass man mit dem Museum auch eine gemeinnützige Anstalt zu errichten beabsichtigte. So sprachen die Initiatoren des Projekts davon, »ein Museum zu gründen« und »nicht ein Universitätsgebäude«. ¹¹⁸ Das neue Haus sollte dem Rang seiner Sammlungen entsprechen und als solches ein Äußeres haben, das »als Tempel der Wissenschaft und Kunst« den »Kulturzustand des Jahrhunderts« als auch den »Charakter Baslerischen Gemeinwesens« zum Ausdruck bringen sollte. ¹¹⁹ Die Subskription dauerte das ganze Jahr über und fand eine bemerkenswerte Zustimmung. Insgesamt 455 Personen setzten ihren Namen und einen zu stiftenden Betrag auf eine der an mehreren Orten in der Stadt aufliegenden Subskriptionslisten. Spender fanden sich vor allem unter den Angehörigen der wohlhabenden Oberschicht, doch auch Handwerker, Wirte oder Diensthofen wollten einen Beitrag an das Bauvorhaben leisten und schrieben ihre Namen auf die Liste. ¹²⁰ Das Verhältnis der Geschlechter war nach wie vor dominiert von Männern, auch wenn bereits 20 Frauen als Gönnerinnen in Erscheinung traten. ¹²¹ Von den rund 25 000 Einwohnern konnten sich allerdings nur die wenigsten an der Subskription beteiligen, da es den meisten dazu schlicht an dem nötigen Geld fehlte. Ende 1842 kamen auf diesem Weg 69 000 Franken zusammen. Der Stadtrat beteiligte sich mit weiteren 16 000 Franken, womit man die Mittel zur Finanzierung des Projekts beisammenhatte. Es kam zur Ausschreibung des Bauprojekts. Zum Sieger kürte die Museumskommission den Entwurf des Basler Architekten Melchior Berri, ein renommierter Basler Architekt, Mitglied des Grossen Rates und seit einigen Jahren auch der Naturforschenden Gesellschaft Basel. Im Frühjahr 1843 bewilligten der Kleine und der Grosse Rat das Bauvorhaben ohne große Einsprachen, was an der hohen Zahl an Stadträten oder Personen mit politischem oder wirtschaftlichem Einfluss auf der Subskriptionsliste auch nicht erstaunen mag. Bedeutend an der Subskription war allerdings die breite Zustimmung, welche den Sammlungen aus Wissenschaft und Kunst an der Universität – und mit ihnen auch der Universität selbst – von-

118 | StABS, Bauakten CC 13.2, Nr 6, Ziff 5, zit. n. Meier: Identität und Differenz, S. 131.

119 | Aufforderung an die Bürger und Einwohner Basels. 30. März 1841, zit. n. Meier: Identität und Differenz, S. 130 f.

120 | Nikolaus Meier unterzog die Subskriptionsliste einer Analyse, um die sozialen Profile der Unterzeichnenden zu untersuchen: Meier: Identität und Differenz, S. 131.

121 | Die Frauen stammten ausschließlich aus der wohlhabenden Bürgerschaft der Stadt.

seiten der Bürgerschaft entgegengebracht wurde. Das Museum sollte die zentrale öffentliche Sammlungsinstitution zum Schutz bedeutender materieller Gegenstände werden. In den Jahren bis zur Fertigstellung konnten die Naturforscher ihre Aktivitäten im Museum ohne große Hindernisse fortsetzen und sie taten es, gemessen an der Zahl an Mitteilungen, Vorträgen und Schriften, mit zunehmendem Eifer.¹²² Die Sammlungen im Museum wuchsen dank Tausch, Ankäufen und Geschenken stetig an. Einen Blick in die vielfältigen Akquisitionsmöglichkeiten um 1840 für neue Exponate gab Merian in einem Bericht über das Museum, den er der Gesellschaft für das Gute und Gemeinnützige (GGG) vorlegte.¹²³ So gab Merian bei der Auflistung der Ausgaben an, dass »Fr. 108. 50 Rp. für den Ankauf eines nordamerikanischen Bären verwendet« wurden, »der in der hier anwesenden van Aken'schen Menagerie abgestanden ist«.¹²⁴ Der Tod des Schwarzbären und der Ankauf durch das Museum fanden Erwähnung in der lokalen Tageszeitung, dem *Basler Avis-Blatt* vom Freitag, dem 22. Oktober 1841.¹²⁵ Miege schenkte dem Museum ein nordamerikanisches Krokodil, das ebenfalls mit einer Menagerie in Europa unterwegs war. Es verschied auf dem Weg von Koblenz nach Basel. Der Leichnam sei aber in »völlig frischem Zustand« nach Basel gekommen, sodass er von den »Anatomen in mancherlei Beziehung genau untersucht werden konnte«. Das Skelett und die ausgestopfte Haut des Tieres seien danach in die Sammlung des Museums einverleibt worden.¹²⁶ Im Bericht an die GGG beklagte Merian jedoch die Situation in den Ausstellungsräumen. Das Museum würde zwar vom »größeren Publikum zahlreich besucht«, jedoch fehlte es an Platz, um »den ganzen geordneten Teil der Sammlung unter Glas dem Auge des Besuchers anschaulich zu machen. Das meiste hätte sich in Schubladen befunden, was bei einer öffentlichen Sammlung die Übersichtlichkeit und Zugänglichkeit sehr erschwert. Überhaupt fehlte es überall an Platz, doch, so schloss Merian seinen Bericht, lebe man nun in der Zuversicht, »dass die nächste Zukunft für Abhilfe dieses Bedürfnisses sorgen wird«.¹²⁷

Nicht nur durch Ankauf und Tausch, sondern auch durch Geschenke von Missionaren, Diplomaten und Auswanderern kamen Gegenstände auch aus immer weiter entfernten Orten nach Basel. Ab 1830 fanden die ersten privaten

122 | Vgl. dazu das Register zu den ersten zehn Heften der Verhandlungen der Naturforschenden Gesellschaft in Basel August 1834 bis Juni 1852. In: Bericht über die Verhandlungen der Naturforschenden Gesellschaft in Basel 10 (1853), S. 237–258.

123 | Merian, Peter: Bericht über das Naturwissenschaftliche Museum im Jahr 1841. In: Geschichte der Gesellschaft zur Beförderung des Guten und Gemeinnützigen. Jahrgang 65 (1842), S. 139–145.

124 | Ebd., S. 140.

125 | Avis-Blatt Basel vom 22. Oktober 1841, S. 616.

126 | Merian: Bericht über das Naturwissenschaftliche Museum im Jahr 1841, S. 141.

127 | Ebd., S. 144.

Forschungsreisen von Basler Bürgern statt. Eine Vorreiterrolle nahm hier der Handelsmann Lukas Vischer (1780–1840) ein, der sich in seiner Freizeit mit Malerei und dem Sammeln von Kunstgegenständen beschäftigte. Während seines neunjährigen Aufenthalts zwischen 1828 bis 1837 in Mittelamerika trug er eine reichhaltige Sammlung an präkolumbianischen Skulpturen und Keramiken zusammen und verfasste selbst einzelne ethnologische Schriften über die indigene Bevölkerung Mexikos.¹²⁸ Die Sammlung vermachte die Erben nach seinem Tod der Universität, wo sie allerdings aufgrund von Platzmangel vorerst keinen Raum zur Aufstellung erhielt.

Die Naturforschende Gesellschaft beteiligte sich finanziell sogar selber an späteren Expeditionen. Hier sind vor allem die Reisen des Arztes Emanuel Meyer (1795–1856) zu erwähnen. Dieser war schon 1841 und 1843 nach Indonesien, damals Java, gereist. Auf seiner zweiten Reise verfasste er ein Tagebuch, das in einer Sitzung der Naturforschenden Gesellschaft auszugsweise vorgelesen wurde. Zur Finanzierung einer weiteren Expedition nach Mexiko wandte sich Meyer an die Naturforschende Gesellschaft. Er ging dabei so vor, dass er für die Reise eine Aktiengesellschaft einrichtete und im Gegenzug für gekaufte Aktien naturhistorische Zusendungen versprach.¹²⁹ Die Gesellschaft kaufte insgesamt sechs Aktien. Meyer kam allerdings nur bis Texas, von wo aus er der Naturforschenden Gesellschaft detaillierte Berichte über die dortige Natur zukommen ließ.¹³⁰ Später sandte Meyer auch noch die versprochenen Gegenstände, darunter eine größere Anzahl Vögel, Reptilien in Weingeist und Conchylien.¹³¹ Wie schon erwähnt beteiligten sich auch Basler Missionare aktiv an der Sendung von Naturalien. Allein vom Missionar Riis kamen im Jahr 1843 eine Sammlung von Muscheln aus Jamaika und von 1845 bis 1846 über 20 Säugetiere, 150 Vögel und eine große Zahl an Reptilien und Fischen in Weingeist sowie eine Sammlung von Gebirgsarten von der damaligen afrikanischen Goldküste (heute

128 | Die Sammlung Vischer legte den Grundstein für die ethnologische Abteilung des späteren Museums und befindet sich heute in den Beständen des Museums der Kulturen in Basel. Zu Leben und Werk von Lukas Vischer vgl. Anders, Ferdinand, Margarete Pfister-Burkhalter, Christian F. Feest: Lukas Vischer (1780–1840), Künstler, Reisender, Sammler: Ein Beitrag zur Ethnographie der Vereinigten Staaten von Amerika sowie zur Archäologie und Volkskunde Mexikos. Hannover 1967. Speziell zur Sammlung Vischer: Baer, Gerhard: Altmexikanische Skulpturen der Sammlung Lukas Vischer, Museum für Völkerkunde Basel. Basel 1990.

129 | Über das Vorhaben informierte Imhof in: Verhandlungen der Schweizerischen Naturforschenden Gesellschaft 28 (1843), S. 265.

130 | Vgl. Bericht über die Verhandlungen der Naturforschenden Gesellschaft in Basel 7 (1847), S. 135.

131 | Vgl. Geschenkbuch 1841–1858, 1843, Eintrag 7.

Ghana).¹³² Auch die physikalische Abteilung und das chemische Laboratorium wurden weiter ausgebaut und erhielten zahlreiche Neuzugänge.

Im Museum beschäftigten sich vor allem Merian und Imhof mit der Verwaltung der naturhistorischen Objekte. Einen Einblick in die endlos erscheinende Arbeit gibt der Bericht Merians über die Neuordnung der Conchylien während der Jahre 1843 bis 1845. In diesem Zusammenhang nahm er erstmals eine Zählung der in der Sammlung vorhandenen Exemplare vor.¹³³ Von noch lebenden bivalen Muscheln fand er 306 unterschiedliche Arten verteilt auf 1 236 Exemplare. Bei den versteinerten waren es 607 Arten unter mehr als 3 038 Stücken. Merian gab dabei an, nur jene Stücke gezählt zu haben, die in einem Zustand waren, der eine Bestimmung überhaupt zuließ. Er setzte die Zählung für die einschaligen Schalentiere fort, wobei er zu dem Ergebnis kam, dass in der Sammlung von 6 755 Exemplaren 1 283 verschiedene Arten an noch lebenden Muscheln vorhanden waren, an fossilen 3 364 Exemplare und 684 Arten.¹³⁴ An Brachiopoden verzeichnete er ebenfalls 180 Arten unter 1 829 Exemplaren. Merian orientierte sich bei seiner Ordnung am Werk von Gérard Paul Deshayes (1795–1875), dessen *Traité élémentaire de conchyliologie* sich als Standardwerk der Conchylienkunde etabliert hatte.¹³⁵ Allein an Schalentieren waren also bei der von Merian vorgenommenen Zählung an die 16 000 unterschiedliche Stücke in der Sammlung. Auch die Zahl der Wirbeltiere, von denen Imhof 1834 an die 2 000 Exemplare aufgelistet hatte, war in den letzten zehn Jahren um ein Vielfaches gestiegen, wenn auch dazu absolute Zahlen fehlen. Und jedes Jahr kamen Hunderte neue Stücke, Tiere, Gesteinsproben aus aller Welt ins Museum sowie einige Dutzend Bücher, die es alle zu ordnen und verwalten galt. Beim »Aufräumen« im Rahmen der Vorbereitung des anstehenden Umzugs der Sammlung in das neue Museum wurden hin und wieder Objekte entdeckt, die sich seit langer Zeit schon in der Sammlung der Öffentlichen Bibliothek befanden, allerdings nie einer genaueren Untersuchung unterzogen wurden. Merian berichtete zum Beispiel in einem Vortrag von einem fossilen Eckzahn eines Bären aus der Gegend von Basel, »welcher bei Aufräumung der antiquarischen Sammlung des Museums sich vorgefunden hatte«. Gemäß einem beiliegenden Papier sei der Zahn bereits 1565 in die Sammlung der Universität gelangt, wobei allerdings nicht geklärt werden konnte, aus welcher Sammlung er ursprünglich kam.¹³⁶ Merian zeigte stets auch ein großes Interesse an der Geschichte der Sammlungsgegenstände im Museum, also auf welchem Weg diese in den Be-

132 | Die Mission in Ghana bestand bereits seit 1828.

133 | Bericht über die Verhandlungen der Naturforschenden Gesellschaft in Basel 5 (1843), S. 102.

134 | Ebd. 6 (1845), S. 65.

135 | Deshayes, Gérard Paul: *Traité élémentaire de conchyliologie*. Paris 1834–1858.

136 | Bericht über die Verhandlungen der Naturforschenden Gesellschaft in Basel 9 (1851), S. 50.

sitz der Universität gelangten. Schon in einem Vortrag im Februar 1840 im Rahmen der Anlässe der Naturforschenden Gesellschaft über Felix Platters Sammlung wies Merian auf die historische Bedeutung naturhistorischer Sammlungen hin.¹³⁷ Merian stellte dar, wie die Naturaliensammlung von Felix Platter, der er zur Zeit ihrer Entstehung Ende des 16. Jahrhunderts einen hohen wissenschaftlichen Wert zusprach, nach dem Tod ihres Besitzers durch verschiedene Ereignisse gänzlich zerstreut wurde. Er wies nach, wie die Teile der Sammlung an Versteinerungen über Bavier an Bernoulli und über diesen in Besitz des Naturwissenschaftlichen Museums gekommen waren. Dazu bemerkte er aber, dass bei diesen mannigfaltigen Wechseln »die ursprüngliche Anordnung des Kabinetts verloren ging«, weil die Exemplare in der Sammlung den späteren Besitzern als unbrauchbar erschienen und entfernt wurden.¹³⁸ Nur wenige »Reliquien« der ursprünglichen Sammlung und der von Felix Platter verfasste Katalog hätten sich erhalten, doch gerade bedeutende Objekte wie Originalzeichnungen zu Conrad Gessners *Historiae animalium*, die zwischen 1551 und 1558 entstanden waren, seien verloren gegangen. Merian betrachtete die ursprüngliche Sammlung von Platter somit nicht mehr bloß aufgrund ihrer wissenschaftlichen Bedeutung, sondern attestierte ihr einen historischen Wert. Auch wenn es, so Merian, in der »Natur der Sache«, also der Sammlungs- und Forschungstätigkeit, läge, dass »eine ältere Naturaliensammlung sich zerteilt und umbildet indem sie mit neu gesammelten Gegenständen verschmolzen wird, wenn sie in den Besitz eines emsigen Nachfolgers übergeht«, so müsste es »lebhaftes Bedauern erregen, dass ein Schatz von so großem Wert, wie die Originalzeichnungen zu der gessnerschen Naturgeschichte, durch die Unkunde und Sorglosigkeit der späteren Besitzer verschleudert und zersplittert worden ist, da doch die Erhaltung, bei nur einiger Aufmerksamkeit so leicht gewesen wäre«. Aus dieser Darstellung leitete Merian die Wichtigkeit von öffentlichen Sammlungsinstitutionen ab, wies aber auch darauf hin, dass Gegenstände und selbst ganze Sammlungen innerhalb einer solchen, wenn auch vor Verlust geschützt, ebenfalls in Vergessenheit geraten können. »Es sei«, so Merian weiter, »eine weitere Erfahrung, wie leicht eine wertvolle Sammlung, die mit Fleiß und Sachkunde zusammengetragen worden ist, in den Privathänden in Folge der Zeiten verkümmert. In öffentlichen Anstalten werden solche Schätze ungleich besser der Nachwelt aufbewahrt, wenn sie auch zuweilen längere Zeit hindurch unbeachtet liegen bleiben.«¹³⁹ In seinem Bericht über Platters Sammlung zeigte Merian, dass naturhistorische oder naturwissenschaftliche Sammlungen eine historische Komponente besitzen können. Er grenzte die Naturwissenschaften damit nicht vom allgemeinen kulturellen Schaffen einer Gesellschaft ab und sah in

137 | Merian, Peter: Nachrichten über Felix Platters Naturaliensammlung. In: Bericht über die Verhandlungen der Naturforschenden Gesellschaft Basel 4 (1840), S. 93–102.

138 | Ebd., S. 97.

139 | Ebd.

den Sammlungsobjekten der naturhistorischen Abteilung ebenfalls Objekte des kulturellen Ausdrucks. Das neue Museum als öffentliche Sammlungsinstitution der Stadt Basel sollte in Zukunft eben diese Funktion als Speicher für das kulturelle Schaffen in der Stadt Basel und gleichzeitig als Zentrum der naturwissenschaftlichen Lehre und Forschung übernehmen.¹⁴⁰

Die Grundsteinlegung zum neuen Museum an der Augustinergasse erfolgte am 12. November 1844.¹⁴¹ Mehrere Ereignisse, darunter eine große Hungerkatastrophe, die Europa in den Jahren 1846/1847 aufgrund von mehreren Missernten zu ertragen hatte, führten in den folgenden Jahren zu einigen Verzögerungen.¹⁴² Auch verlief das Bauvorhaben nicht ohne Kritik, welche vor allem vonseiten der Kirchenvertreter geäußert wurde, weil das neue Bauwerk an sich keinen Raum für das Geistliche böte.¹⁴³ Die Widerstände hielten sich allerdings in Grenzen. Auch die politischen Wirren in der Schweiz in den Jahren 1847 und 1848, die ihren Höhepunkt im Sonderbundskrieg fanden und schließlich zur Konstituierung der Schweiz als Bundesstaat führten, blieben für das Projekt ohne erkennbare Folgen. So war im Winter 1848 der monumentale Bau soweit fertiggestellt, dass mit der inneren Einrichtung desselben begonnen werden konnte.¹⁴⁴ Für die Infrastruktur bewilligte die Regierung einen zusätzlichen Kredit von 30 000 Franken.

Der Plan des neuen Museums sah folgende Raumaufteilung vor: Im linken Flügel des Erdgeschoss sollten die Arbeitsräume für den Lehrstuhl der Physik und der Chemie eingerichtet werden. Anschließend an einen Hörsaal für Vorlesungen in Physik befanden sich zwei Räume zur Unterbringung des physikalischen Apparats. So waren physikalische Instrumente und Geräte zur Präsentation von Experimenten rasch zur Hand. Gegenüber der physikalischen

140 | Treffend bezeichnete Meier die Zusammenführung von naturwissenschaftlicher Forschung und der neu-humanistischen Geisteshaltung als einem Programm, in dem die Theorie der »zwei Kulturen der Wissenschaften«, wie sie Charles Percy Snow in den 1950er-Jahren entwickelt hatte, noch keine Gültigkeit besaß. Nach Snow seien die beiden intellektuellen Denkwelten, jene der Naturwissenschaften und jene der Geisteswissenschaften, als voneinander getrennte Sphären zu betrachten. In: Meier: *Identität und Differenz*, S. 139; zu Snows Theorie der zwei Kulturen: Snow, Charles Percy: *The Two Cultures*. Neuauflage von 1959. London 2001.

141 | Bericht der Grundsteinlegung vom 12. November in: *Basler Zeitung* vom 13. November 1844, S. 1077.

142 | Vgl. Meier: *Identität und Differenz*, S. 150.

143 | Ebd., S. 144–149.

144 | Ausführlich behandelten Georg Germann und Dorothee Huber in einer baugeschichtlichen Übung am Institut für Kunstgeschichte der Universität Basel die Geschichte und Akten zum Bau des Museums zwischen 1844–1849; Huber, Dorothee u. a.: *Der Bau des alten Museums (1844–1849)*. In: *Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde* 1978, S. 5–30.

Abteilung befand sich der große Hörsaal. Dahinter wurde das Arbeitszimmer des Professors für Chemie eingerichtet sowie das chemische Laboratorium. Letzteres verfügte über einen eigenen Keller für leicht entzündliche Stoffe sowie zwei weitere Räume für chemische Präparate und Geräte und einen eigenen kleineren Hörsaal. An das Laboratorium schloss sich der große amphitheatrische Hörsaal mit einem großen Tisch zur Präsentation von Präparaten oder Gegenständen aus der Ausstellung an. Der linke Flügel des Gebäudes war damit hauptsächlich für die universitäre Forschung und Lehre eingerichtet. Im rechten Flügel befanden sich Zimmer und Büros für administrative Zwecke und Teile der Bibliothek. In der Bibliothek wie auch im chemischen Laboratorium spielte der Brandschutz bereits eine Rolle, denn die alten Handschriften waren in einem eigenen als feuerfest bezeichneten Archiv untergebracht. Der erste Stock diente ganz zur Aufstellung der naturhistorischen Sammlung. Diese wurde aufgeteilt in eine Abteilung für Mineralien, Versteinerungen und Conchylien und die zoologische Abteilung. Dazu gab es auch zwei von den Ausstellungsräumen abgetrennte, übereinander befindliche Arbeitszimmer für die »Ordner der Sammlung«. Zusätzlich befanden sich auf diesem Stockwerk noch die große Aula für größere Anlässe und die naturhistorischen Bestände aus der Bibliothek sowie die Wohnung des Bibliothekars. Das oberste Stockwerk, das über Oberlichtsäle verfügte, diente zur Aufstellung der Sammlung von Antiquitäten und Kunstwerken. Die Münzen und Medaillen erhielten eine eigene Galerie, wie auch die Gemälde, Zeichnungen und Stiche. Neu war nun auch ein eigener Saal für Gipsabgüsse antiker Skulpturen als Bestandteil des Museums sowie ein Saal, in dem man unter der Bezeichnung »mexikanisches Kabinett« die Sammlung ethnologischer Gegenstände von Lukas Vischer präsentierte. Damit war auch die Ethnologie, zwar noch nicht als universitäres Fach, jedoch zumindest als Sammlungsabteilung, im Museum vorhanden.

Was die äußere Architektur des Bauwerks betrifft, so entsprach die monumentale, klassizistische, einem antiken Tempel nachempfundene Fassade einer architektonischen Mode zur Mitte des 19. Jahrhunderts. Das Programm »Tempel für Wissenschaft und Kunst« war in der europäischen Museumsarchitektur zu diesem Zeitpunkt allgegenwärtig. In Berlin waren es das 1830 eröffnete *Königliche Museum*,¹⁴⁵ entworfen vom preußischen Architekten Karl Friedrich Schinkel (1781–1841), und das *Neue Museum* von Friedrich August Stüler (1800–1865), einem Schüler Schinkels, die beide durch ihre Erscheinung als antiker Tempelbau die Museumsarchitektur zur Mitte des 19. Jahrhunderts maßgeblich geprägt haben. Auch in England, wo zur selben Zeit Bauarbeiten am British

145 | Bei der Eröffnung nannte man das Museum noch Neues Museum, änderte dann den Namen in Königliches Museum. Es diente in erster Linie zur Aufstellung von Kunstwerken, vgl. Scholl, Andreas, Gertrud Platz-Horster (Hg.): *Altes Museum. Pergamonmuseum. Antikensammlung Staatlichen Museen zu Berlin*. 3., vollst. überarb. und erweitert. Aufl. Mainz 2007.

Museum in London oder dem Fitzwilliam Museum in Cambridge in Gang waren, orientierten sich die Architekten am klassizistischen Stil.¹⁴⁶ Mit dem Rückgriff auf die Antike sollten Modernität und Fortschrittlichkeit ebenso zum Ausdruck gebracht werden wie die Besinnung auf die Leistungen antiken Kunstschaffens und der Naturforschung.¹⁴⁷ Dieses Programm wurde auch im Relief auf der Fassade verdeutlicht. Allegorisch sitzt die Stadtpatronin Basilea im Zentrum der antiken Götter vor einem rauchenden Schornstein als Zeichen des Fortschritts. Am nächsten stehen ihr neben Rhenus als Personifikation des Rheins die Libertas als Allegorie der Freiheit und Merkur, der Schutzgott der Händler und Kaufleute.¹⁴⁸ Man verzichtete bewusst auf nationale, helvetische Symbolik wie die Helvetia oder das Schweizerkreuz zum einen, weil die Gestaltung des Fries in eine landespolitisch heikle Zeit fiel, deren Ausgang noch unbekannt war, zum anderen sollte die direkte Beziehung zur Stadt Basel auch in der Gestaltung der Fassade des Baus deutlich werden.¹⁴⁹

Zur Einweihung des neuen Gebäudes fand am 26. November 1849 ein großer Festakt statt. Die Tageszeitungen berichteten am folgenden Tag ausführlich über den Anlass.¹⁵⁰ Zur Eröffnung lud der Museumsverein Vertreter der eidgenössischen Regierung und anderer Schweizer Universitäten ein. Bundesrat Stefano Franscini (1796–1857) habe allerdings aufgrund anderer Geschäfte nicht teilnehmen können, wie auch der damalige Rektor der seit 1833 bestehenden Universität Zürich, Carl Löwig (1803–1890). Von der Universität Bern erschien der Prorektor Karl Bernhard Wyss (1793–1873) als Ersatz für den amtierenden Rektor, den aus Basel stammenden Basler Anatomen Johann Friedrich Miescher-His (1811–1887). Auch der Kanton Basel-Landschaft war mit dem Regierungsrat Benedikt Banga (1802–1865) bei dem Anlass vertreten. Über die weitere Zusammensetzung und den Ablauf des Festes berichtete das Basler Intelligenzblatt detailliert.

Am Montag dem 26. Nov. Morgens um 10 Uhr begaben sich unter dem Klange aller Glocken die hohen Behörden des Kantons und der Stadt, die hohe Geistlichkeit, die Professoren und Dozenten der Universität, die Bauhandwerker, die am Museum gearbeitet hatten in feierlichem Zuge, voran die Standesweibel und der Pedell mit ihren Abzeichen, in den Chor des Münsters, wo sich die übrigen Festteilnehmer bereits versammelt hat-

146 | Zur britischen Museumsarchitektur zur Mitte des 19. Jahrhunderts allgemein, mit einem Schwerpunkt auf naturhistorische Museen, vgl. Yanni, Carla: *Nature's Museum. Victorian Science and the Architecture of Display*. London 1999.

147 | Zur Architektur des Museumsgebäudes: Meier: *Identität und Differenz*.

148 | Vgl. Huber u. a.: *Der Bau des Museums*, S. 26–30.

149 | Ebd., S. 29.

150 | Den ausführlicheren Bericht lieferte das Allgemeine Intelligenzblatt der Stadt Basel vom 27. November 1849, S. 1895; die Basler Zeitung beschränkte sich in ihrer Ausgabe vom 27. November 1849 auf eine kürzere Darstellung des Festaktes.

ten. Ein feierlicher Choral, gesungen von einem gemischten Chor unter der Leitung unserer bewährten Hrn. Dr. Hauschild empfing die Eintretenden. Herr Prof. Hagenbach sprach hierauf ein kurzes Gebet und gab durch seine Predigt dem ganzen Feste eine höhere Weihe.¹⁵¹

Der Theologe und damalige Rektor der Universität Karl Rudolf Hagenbach (1801–1874) hatte die nicht einfache Aufgabe, dem profanen Bauwerk im Kontext der christlichen Weltanschauung seine Bedeutung zuzusprechen, und dies vor der versammelten, noch immer stark von pietistischen Glaubensgrundsätzen geprägten Basler Bürgerschaft. Er erklärte, dass es sich bei diesem Haus nicht um ein Gotteshaus handle und es zur Kirche »nicht einmal in jene nähere Beziehung« trete wie etwa Schul- und Krankenhäuser. Er mahnte die Versammelten, dass man ihn nicht »eines frevelnden Missbrauches der Sprache beschuldigen könne«, wenn er dieses Haus »einen Tempel nenne, einen Tempel der Kunst und der Wissenschaft und eben darum auch einen Gottestempel«.¹⁵² Darauf begann er mit seinen Worten einen imaginären Rundgang durch die Räume dieses Hauses, das er bereits besichtigen konnte, und berichtete der Festversammlung, was sich in diesem neuen Gebäude befinden würde. Zur Beschreibung der naturwissenschaftlichen Abteilungen griff er auf die physikotheologische Terminologie zurück.

Wir treten ein in die geheimnisvolle Werkstätte, in der wir die Urstoffe der Schöpfung sich nach ewigen Zeiten zu neuen Stoffen sich verbinden und Kräfte hervorbringen sehen, vor denen wir mit Kraft des menschlichen Geist ahnend und ehrend und bewundernd stille steht. Wir wandeln vorüber an den großen Rätseln der Schöpfung, an jenen Überresten einer riesenhaften Vorzeit, die wie ein Baum hineinragt in die Schöpfung, in die Gott den Menschen als Herrn hineingestellt hat. Wir sehen in den merkwürdigen Versteinerungen die Schrift. Züge einer Geschichte, die mit der Geschichte unserer Entstehung, mit der Geschichte der Offenbarungen [...] in einem wunderbaren Zusammenhang steht. Wir freuen uns dann mit unsern Kindern wenn in den heitern Räumen mannigfaltigen Gestaltungen der Tierwelt aller Zonen wie eine große Bilderbibel vor unserer Blicken sich auftun, und in denen wir die unendliche Mannigfaltigkeit der Formen und Farben bewundern, möchten wir wohl in die Worte der Psalmen aufsprechen: HERR, wie sind deine Werke so groß und viel! Du hast sie alle weislich geordnet, und die Erde ist voll deiner Güter. Das Meer, das so groß und weit ist, da wimmelt's ohne Zahl, große und kleine Tiere. [...] Du lassest aus deinen Odem, so werden sie geschaffen, du nimmst weg ihren Odem, so vergehen sie und werden wieder zu Staub. Die Ehre des HERRN ist ewig; der HERR hat Wohlgefallen an seinen Werken.¹⁵³

151 | Allgemeines Intelligenzblatt der Stadt Basel vom 27. November 1849.

152 | Die Predigt ist als handschriftliches Manuskript im Staatsarchiv Basel erhalten (Akte: PA 838a B 83 [1]).

153 | Ebd.

Eine Besonderheit von Hagenbachs Beschreibung der Räume war, dass er auch Kinder als potenzielle Besucher des Museums aufführte, war doch bis anhin von deren Besuch im naturwissenschaftlichen Museum an keiner Stelle explizit die Rede gewesen.

Die Altertümer im obersten Stockwerk deutete er als »stummen Zeugen« der einstigen Größe der antiken Weltmächte. Durch sie sollten die Besucher »an die gewaltigsten Taten der Geschichte, aber auch an die Vergänglichkeit allen dessen erinnern, was die Menschen groß und gewaltig nennen«. Zu den weiteren Kunstwerken bemerkte Hagenbach, dass auch sie dazu geeignet sein könnten,

zu ernster Betrachtung aufzufordern« und »in die Tiefen religiöser Andacht zu überführen. Nicht dem Bilderdienst wollen wir das Wort reden, wenn in jener bewegten Zeit vor mehr als dreihundert Jahren der reinigende Eifer der Väter aus den Kirchen entfernt hat um sie der Anbetung zu entziehen, die ihnen nicht gebührt, so dürfen wir die Erben und Nachkommen wohl uns freuen, dass manches schöne Kunstwerk vor dem Untergang ist gerettet worden und dass es jetzt eine würdige Stätte gefunden hat.¹⁵⁴

Zum Schluss sprach er vom Museum als jenem Ort, in dem »alle die verschiedenen Zweige der Wissenschaft und der Kunst [...] geeint sein sollen, und hinführen können zu dem Ewigen, das allem so diese zeitliche Erfahrung zum Grunde liegt [...]« und zur Bildung »einer göttlichen Gesinnung« hinführe. Nach einem abschließenden Gebet zog der ganze Festzug in Richtung des Museums, wo in der dortigen Aula weitere Reden gehalten wurden.

Der Architekt Melchior Berri trat als erster Redner auf. Er sprach vom Museum als Ergebnis »republikanischen Gemeinsinns«.¹⁵⁵ Mit den Worten, dass die Regierung nun diese »Zufluchtsstätte der Künste und Wissenschaften in ihren Schutz aufnehmen« dürfte, übergab er dem Bürgermeister Felix Sarasin (1797–1862) symbolisch den Schlüssel für das Museum. Sarasin übernahm das Wort und überreichte Berri eine Dankesurkunde als Zeichen der Anerkennung seiner Dienste für die Universität und die Wissenschaft. Er fuhr zu einer allgemeinen Betrachtung über das Bauprojekt und betonte vor allem, dass das neue Haus die Schätze der Kunst und Wissenschaft auch einem größeren Publikum zugänglich machen solle. Er gab den Schlüssel weiter an den Präsidenten der Museumskommission, Peter Merian, der selber nicht als Redner in Erscheinung trat. Die eigentliche Festrede hielt der Altphilologe, Historiker und Oberbibliothekar der Universität Basel Franz Dorotheus Gerlach (1793–1876). Er führte den Begriff »Museum« auf den antiken Musentempel zurück, welcher im Museion von Alexandria seine eigentliche Bedeutung erhalten habe. Mit dem eigenen Museum hätte nun auch die Stadt Basel ihr Bekenntnis zu den

154 | Ebd.

155 | Allgemeines Intelligenzblatt der Stadt Basel vom 27. November 1849, S. 1895.

klassisch-antiken Bildungsidealen abgegeben. Er bemerkte auch, dass der starke Einfluss von Handel und Gewerbe auf die bürgerlich-städtische Gesellschaft Basels nicht immer förderlich war für den Sinn für Kunst und Wissenschaft. »Man solle aber«, so Gerlach, dennoch »nicht glauben, dass [...] der Kaufmannsstand etwa den Künsten und Wissenschaften notwendig feindlich gegenüberstünde.« Als Beispiel führte er die Niederlande als Handelsmacht auf, die gleichzeitig aber auch großartige Leistungen in Kunst und Wissenschaft hervorgebracht hätte. Der Bau des Museums und die große Beteiligung der Bürger, die ihren Reichtum durch Handel und Gewerbe erlangten, sei Zeugnis dafür, dass dies auch in Basel der Fall wäre.¹⁵⁶ Nach Gerlachs Rede war der eigentliche Festakt beendet und die Teilnehmer begaben sich in die Säle der verschiedenen Sammlungen. Zum Mittagessen versammelten sich die geladenen Gäste im Stadtcasino, das von zahlreichen, in Versform gehaltenen Trinksprüchen und weiteren Reden begleitet wurde. Kaum ein Anwesender, der aktiv an der Planung des Museums beteiligt war oder durch sein politisches Amt dazu beigetragen hatte, ließ es sich nehmen, seine eigenen Ansichten in einem Trinkspruch wiederzugeben. In den lokal-patriotisch geprägten Reden erschien das Museum als Denkmal und Ausdruck eines neuen Stadt-Baslerischen Selbstbewusstseins in einer Welt, die durch stetigen Fortschritt und Veränderungen im Zuge der Industrialisierung nicht nur eine materielle, sondern auch eine geistige Sicherheit gewähren könnte. Man beschwor nebst der Förderung von Kunst und Wissenschaft im neuen Tempel den Gemeinsinn, Fortschritt und das Gedenken an die Leistungen der Vorfahren. Mit dem Museum hätte auch die Stadt Basel ihren zukünftigen, festen Platz in der Welt einnehmen sollen.¹⁵⁷ Der Festakt oder besser gesagt der Ritus, den man zur Eröffnung des Museums vollzogen hatte, brachte all die Gefühle zum Ausdruck, welche das Basler Bürgertum von den Wirren der Revolution, der Kantonstrennung 1833 bis hin zur Gründung des Schweizer Bundesstaates 1848 in einer gemeinschaftlichen Wahrnehmung miterlebt hatte. Dazu gehören aber ebenso die Fortschritte in der Industrie und den Wissenschaften, welche vielfache Veränderungen in Lebensart und Weltanschauung der Menschen auslösten.

Während das Fest im Stadtcasino noch im Gang war, rief Schönbein in seiner Tischrede zur Gründung eines neuen Museumsvereins auf. Schon vor der Eröffnung des Museums lag bei der allgemeinen Lesegesellschaft ein »Aufruf zur Gründung eines Allgemeinen Museumvereins« vor, der am Tag nach der Gründung auch der Ausgabe der Basler Zeitung beigelegt wurde.¹⁵⁸ Unterzeichnet hatten den Aufruf über 50 Personen, darunter hauptsächlich die Mitglieder der Naturforschenden Gesellschaft und des Kunstvereins. Initiiert wurde der

156 | Ebd. S. 1896.

157 | Die Reden und Trinksprüche fanden ihren Abdruck im Bericht über die Eröffnung des Museums in: Allgemeines Intelligenzblatt, ebd., S. 1896 f.

158 | Basler Zeitung vom Mittwoch 28. Dezember 1849.

Aufruf von Merian, Schönbein und Berri.¹⁵⁹ Die Bereitwilligkeit zur Unterstützung des Museums innerhalb der Bevölkerung schien groß zu sein. Am 11. Februar 1850 konstituierte sich der neue »Freiwillige Museumsverein« und führte 273 Namen als Mitglieder auf, die eine Summe von 14 000 Franken subskribierten und gesamthaft dem Verein einen jährlichen Beitrag von insgesamt 2 300 Franken zusicherten. Die Mitgliederliste war bei der Gründung des Museumsvereins ein Querschnitt durch das wohlhabende Basler Bürgertum und vereinte Industrielle, Kaufmänner, Universitätsangehörige, Pfarrer und Juristen. Erstmals bei einer Gründung eines privaten Vereines zur Unterstützung der wissenschaftlichen und künstlerischen Sammlungen fanden sich auch sieben Frauen auf der Mitgliederliste.

Gemäß den Statuten lautete der Hauptzweck des Vereins »Förderung des Museums und Vermehrung der darin vorhandenen Sammlungen, zur gleichen Zeit beabsichtigt er aber auch Belebung des Sinns für Wissenschaft und Kunst unter seinen Mitgliedern.«¹⁶⁰ In der Schlussrede bei der Gründungsversammlung erinnerte Schönbein »als Hauptgründer des Vereines [...] an das glorreiche Vorbild eines ähnlichen Privatunternehmens, der Royal Institution in England«. Besonders mit öffentlichen Vorträgen, wie sie eben auch die Londoner Royal Institution seit Jahren organisierte und nun zukünftig auch in einem der Hörsäle im Basler Museum stattfinden sollten, beabsichtigte Schönbein, das Interesse an der Wissenschaft, insbesondere der Naturwissenschaften, weiter in der Basler Bürgerschaft bekannt zu machen. Seit seiner Reise nach England und durch die stetige Korrespondenz, die er mit den dortigen Wissenschaftlern wie Faraday und Grove hielt, war England für Schönbein stets ein Vorbild, wie man ein breites Publikum für die Naturwissenschaften begeistern konnte. Eine bemerkenswerte Neuerung war, dass Schönbein darauf hinwies, dass den Mitgliedern gestattet sei, zu den »Vorträgen-Abendunterhaltungen [...] Damen einzuführen«.¹⁶¹ Mit der Naturforschenden Gesellschaft, der Historisch-Antiquarischen Gesellschaft, dem Kunstverein, der Freiwilligen Akademischen Gesellschaft und dem Freiwilligen Museumsverein bestanden nun bereits fünf Privatgesellschaften, welche die Förderung des Museums, die Vermehrung der Sammlungen sowie der Belebung des Sinns für Kunst und Wissenschaft in der Bevölkerung in ihren Statuten aufzisteten.

159 | Bereits im Gründungsjahr publizierte der Verein eine eigene Broschüre, in der er Mitglieder, Statuten wie auch den weiteren Zweck des Vereins vorstellte: Freiwilliger Museumsverein (Hg): Geschichte, Verfassung und Namens-Verzeichnis der Mitglieder des Museums-Vereins in Basel. Basel 1850.

160 | Aufruf und Statuten StaBS PA 342, Freiwilliger Museumsverein 1849–1993, hier zit. n. Salvisberg, André: Freiwilliger Museumsverein Basel 1850–2000. Hg. v. Freiwilligen Museumsverein Basel. Basel 2000, S. 21; die Statuten sind abgedruckt auf S. 43.

161 | Kommissionsbeschluss 14. Oktober 1850, zit. n. Salvisberg: Freiwilliger Museumsverein Basel, S. 27.

Der Sinn für die Nützlichkeit oder Unverzichtbarkeit der Wissenschaft war aber innerhalb Basels noch lange nicht so weit ausgebildet, als dass sich die Universität Basel ihres Fortbestehens hätte sicher sein können. Nicht mehr als 60 Studenten hatten sich 1850 in der Universität Basel immatrikuliert, während die anderen, weitaus jüngeren Schweizer Universitäten in Bern, Zürich und Genf stets über 100 Immatrikulationen verzeichnen konnten. Zudem bestand in der neuen Bundesverfassung der Schweiz von 1848 ein Artikel, der eine »Centraluniversität für die Schweiz« vorsah, womit wiederum die Weiterführung der Universität infrage gestellt werden konnte.¹⁶² Auch die Mitgliederzahlen in den privaten Vereinen, insbesondere der Freiwilligen Akademischen Gesellschaft, stagnierten oder nahmen ab. Den Höhepunkt erreichte die allgemeine Kritik an der Universität im Dezember 1850, als der Zollbeamte und Grossrat Daniel Senn einen Antrag zur Abschaffung der Universität und Gründung einer höheren Gewerbeschule einreichte. Senn argumentierte, dass die Kosten zum Unterhalt einer Universität, deren Nutzen für das lokale Gewerbe noch immer als bescheiden anzusehen sei, viel zu hoch wären und eine Gewerbeschule hierfür bessere Dienste leisten würde.¹⁶³ Verstärkt wurde Senns Argumentation durch die nach wie vor bestehende Möglichkeit einer zentralen, eidgenössischen Universität. Auf den Antrag meldeten sich sogleich zwei Vertreter der Universität zu Wort, die im Januar 1851 die Schrift *Die Universität Basel – was sie fordert und was sie leistet* veröffentlichten.¹⁶⁴ Bei den Autoren handelte es sich um den Professor für schweizerisches Zivil- und Strafrecht Johannes Schnell (1812–1889) und Christoph Friedrich Schönbein. Ihre Schrift sei unter dem Einverständnis der Kollegen entstanden und repräsentierte im Allgemeinen die Einstellung der Basler Professoren gegenüber den Abschaffungsplänen. Inhalt der 35-seitigen Broschüre war eine relativ sachliche Darstellung über die Kosten der Universität und deren Nutzen. Für den regulären Betrieb der Universität verzeichneten die Autoren jährliche Kosten von 23 900 Franken. Für 14 560 Franken könnte die Universität durch Zinserträge aus dem Universitätsvermögen, welches mit rund 578 000 Franken beziffert wurde, selber aufkommen und müsste sich die Regierung jährlich nur mit einem Betrag von 9 360 Franken beteiligen.¹⁶⁵ Die Sammlungen der Universität sowie die dazugehörigen Fonds könnten gemäß den Autoren nicht mehr zum allgemeinen Universitätshaushalt dazugerechnet werden. Den Grund dafür erklärten sie dadurch, dass sämtliche Sammlungen der Uni-

162 | Zur »Basler Debatte« über die eidgenössische Centraluniversität vgl. Heller, Jonas: Föderalismus oder Zentralismus. Die Basler Debatte über eine Centraluniversität im jungen Bundestaat, online unter https://unigeschichte.unibas.ch/cms/upload/Lokal_Global/Downloads/Eidgenossische_Universitaet.pdf [Stand: 31.10.2016].

163 | Teichmann: Die Universität Basel, S. 19.

164 | Schnell, Johannes, Christoph Friedrich Schönbein: Die Universität Basel – was sie fordert und was sie leistet. Basel 1850.

165 | Ebd., S. 4–7.

versität, wozu sie auch die Bibliotheksbestände zählten, zum Allgemeingut der Bürgerschaft geworden sind und selbst durch die Schließung der Universität im neuen Museum weiterhin verbleiben würden.¹⁶⁶ »Sie bilden einen Augapfel der Bürgerschaft und, wenn auch gelingen könnte [...] die Universität zu vergessen und zu zerstören, so wird der Kalif Omar noch länger auf sich warten lassen, den ein öffentliches Blatt aufrief, diese Sammlungen in den Rhein zu werfen.«¹⁶⁷ Gemäß der Buchhaltung, aber auch der juristischen Absicherung durch das Universitätsgutgesetz hätte eine Schließung der Universität für die Sammlungen im Museum kaum Folgen gehabt, da diese eben an die Stadt und nicht an die Universität geknüpft waren. Weit schwerer wären die Folgen für das Ansehen der Stadt als Ort wissenschaftlicher Forschung gewesen. Hierzu verfassten die Autoren eine Darstellung des Nutzens der unterschiedlichen Wissenschaften, geordnet nach den jeweiligen Fakultäten. Man betonte, dass Theologie, Jurisprudenz und Medizin immer auch eine lokale Bedeutung hätten und es aus diesem Grund wichtig sei, dass diese Fächer auch in Basel gelehrt würden. Die Philosophische Fakultät vereine die für die Stadt ebenfalls unverzichtbaren Fächer wie Sprachen, Mathematik, Geschichte, Philosophie und die Naturwissenschaften. Eine besondere Stellung sprachen Schnell und Schönbein den Naturwissenschaften und den großen Namen Euler und Bernoulli zu, welche Basel international als Ort der Wissenschaften bekannt gemacht hätten. An Senns Plan einer allgemeinen Gewerbeschule wurde ebenfalls Kritik geäußert. Besonders Schönbein wies darauf hin, dass die Naturwissenschaften nicht nur dem Gewerbe dienen sollten, sondern auch die Freiheit haben müssten, Forschung ohne direkten Nutzen betreiben zu können. Es wisse laut Schönbein jeder,

dass Chemie und Physik nicht nur zur Einleitung in die Apothekerkunst oder die Mechanik vorhanden sind, sondern dass sie darüber hinaus ihre Bahnen frei verfolgen, und, dass wenn man für sie tüchtige Kräfte heranbilden will, man das Laboratorium nicht zur Werkstätte des Drogisten und des Schönfärbers heruntersetzen, sondern die akademische Küche frei schalten lassen muss.¹⁶⁸

166 | Ebd., S. 11.

167 | Ebd. Man machte in Europa aus islamfeindlichen Gründen Kalif Omar (Umar ibn al-Chattab, 592–644) für die Zerstörung der Bibliothek und des Museions von Alexandria verantwortlich, nachdem unter seiner Herrschaft erfolgten Eroberung Ägyptens im Jahr 642. Diese Überlieferung beruht jedoch nicht auf historischen Fakten, sondern einer antiarabischen Legendentradition, vgl. dazu El-Abbadi, Mostafa: *The Life and Fate of the Ancient Library of Alexandria*. Mayenne 1990; Mojsov, Bojana: *Alexandria Lost. From the Advent of Christianity to the Arab Conquest*. London 2010.

168 | Schnell, Schönbein: *Die Universität Basel – was sie fordert und was sie leistet*, S. 11.

Schönbein schloss seine Darstellung mit einer Beschreibung der Leistungen und des Nutzens der Universität und die durch sie repräsentierten Wissenschaften für die Stadt Basel:

Und wie klein auch unsere Hochschule sein mag, so lebt sie dennoch mit der übrigen wissenschaftlichen Welt auf dem Fuße der Gleichheit und Ebenbürtigkeit, und steht fortwährend in lebhaftem Verkehr mit höheren Lehranstalten, wissenschaftlichen Genossenschaften, und manchen der hervorragendsten jetzt lebenden Gelehrten und Forscher näherer und fernerer Länder [...] Und dass aus diesem Verkehr Basels mit der übrigen wissenschaftlichen Welt auch materielle Vorteile, nämlich Bereicherung für unsere öffentlichen Sammlungen, hervorgehen, weiß jeder, der mit denselben etwas Näher vertraut ist.¹⁶⁹

Schönbein verfügte im Museum mit dem Laboratorium und dem physikalischen Apparat samt Hörsälen gewissermaßen über sein eigenes Reich. Dass dieses einen großen Teil der Fläche im Museum ausmachte, bedurfte wohl einer Legitimation, auch wenn seine Leistungen auf dem Gebiet der Chemie wie die Entdeckung des Ozons und der Schießbaumwolle auch unter der Bürgerschaft mehr und mehr Anerkennung fanden.

Das neue Museum befand sich von Beginn an in einem speziellen Verhältnis zwischen der städtischen Regierung, der Universität, den privaten Vereinen und Privatpersonen. Die einzigen besoldeten Angestellten des Museums waren der Abwart und der Bibliothekar. Einen offiziellen Museumsdirektor gab es noch nicht, wenn auch Merian diese Rolle als Präsident der Museumskommission zugesprochen werden könnte. Überhaupt war die ganze Organisation des Museums nicht geklärt. Faktisch war das Museum zwar eine universitäre Einrichtung und über die diversen Fonds der Universität finanziert. Diese reichten aber nur zur Deckung der nötigsten Kosten, wie für die Besoldung von Abwart und Bibliothekar, Holz oder Kohle zum Heizen oder kleinere Unterhaltsarbeiten. Ohne die Zuwendungen von den privaten Gesellschaften und den Bürgern wäre ein normaler Museumsbetrieb oder die Erweiterung der Sammlungen nicht möglich gewesen. Merian kann in diesem Verhältnis als Mittelsperson betrachtet werden, da er selbst in praktisch allen Gremien und Ämtern, die direkt oder indirekt mit dem Museum in Verbindung standen, Einsitz hatte und zudem über ein erhebliches privates finanzielles Vermögen verfügte.

Der Betrieb im Museum war stark bestimmt durch die beiden Professoren Merian und Schönbein. Sie waren diejenigen, welche die Räume, die Infrastruktur und Sammlungsobjekte im Museum tagtäglich für ihre eigenen, in erster Linie wissenschaftlichen Zwecke nutzten. Während Schönbein für seine chemischen Forschungen das Laboratorium zur Verfügung stand, hatte Merian angrenzend an die geologische Abteilung der naturhistorischen Sammlungen

sein eigenes Arbeitszimmer. Dass von den drei vorhandenen Stockwerken zwei für die Naturwissenschaften reserviert waren, bringt die Dominanz der Naturwissenschaften räumlich zum Ausdruck. Trotz der erweiterten Öffnungszeiten war nicht mit Scharen von Besuchern im Museum zu rechnen. Das breite Publikum hatte jeweils am Mittwochnachmittag zwischen 14 und 16 Uhr und am Sonntag von 10.30 bis 12 Uhr freien und damit auch kostenlosen Zutritt zum Museum. Besuche zu anderen Zeiten waren zwar möglich, kosteten aber jeweils 1 Franken »Trinkgeld« an den Abwart. Die Bibliothek der Universität stand täglich ohne Eintrittskosten zwischen 13 Uhr und 15 Uhr offen. Neben Merian und Schönbein waren es in erster Linie die Mitglieder der Naturforschenden Gesellschaft, welche den Neubau zur Abhaltung ihrer Vorträge nutzten. Damit bestand das Naturwissenschaftliche Museum, wie es noch im Falkensteinerhof eingerichtet war, weiter, auch wenn es nun in den allgemeinen Kontext eines öffentlichen, städtischen Museums eingebunden war. Schönbein und Merian handelten als Vorsteher ihrer Abteilungen autonom und erhielten dabei die Unterstützung durch die Naturforschende Gesellschaft, die zahlreichen Bürger und eine zunehmende Zahl an Bürgerinnen, die von ihren Reisen oder ihrer Tätigkeit als Missionare und Diplomaten Naturgegenstände von der ganzen Welt nach Basel verfrachten ließen. Auch die Fabrikanten und Industriellen begannen, das Museum und insbesondere die chemische Forschung Schönbeins sowohl finanziell als auch materiell zu unterstützen.¹⁷⁰

Dadurch, dass sich nun die Kunstwerke und historischen Objekte in der Stadt Basel unter einem Dach mit den naturwissenschaftlichen Gegenständen befanden, erhielten diese zumindest räumlich ihren Platz als Ausdruck des kulturellen Schaffens zugesprochen. Gleichzeitig förderte der wissenschaftliche Betrieb im Museum auch die Wahrnehmung der Kunstgegenstände und Antiquitäten als wissenschaftliche Objekte. Im neuen Museum an der Augustinergasse fand gewissermaßen eine Umkehrung der Situation vor der Einrichtung des Naturwissenschaftlichen Museums im Falkensteinerhof statt, als sich die naturhistorischen Sammlungen noch innerhalb der Öffentlichen Bibliothek den Platz mit den Gemälden und Kunstgegenständen teilen mussten. Mit dem Neubau des Museums an der Augustinergasse hatten Merian und Schönbein die Wissenschaften – und damit sind vor allem die Naturwissenschaften gemeint – im kulturellen Selbstverständnis der Stadt Basel eingebaut. Das Naturwissenschaftliche Museum war als Teil des neuen Museums in der staatlichen und wissenschaftlichen Leitinstitution des Sammelns der Stadt Basel aufgegangen.

170 | So erhielt das Museum zum Beispiel 1851 mehrere chemische Produkte von Baseler Textilfabrikanten zum Geschenk. Verhandlungen der Naturforschenden Gesellschaft in Basel 10 (1852), S. 226.

Abb. 10: Plan zum neuen Museum an der Augustinergasse, 1. Stock mit Aula im linken Flügel, der Öffentlichen Bibliothek im rechten und gegen die Augustinergasse die Gallerien für Mineralogie, Versteinerungen und die zoologischen Sammlungen.

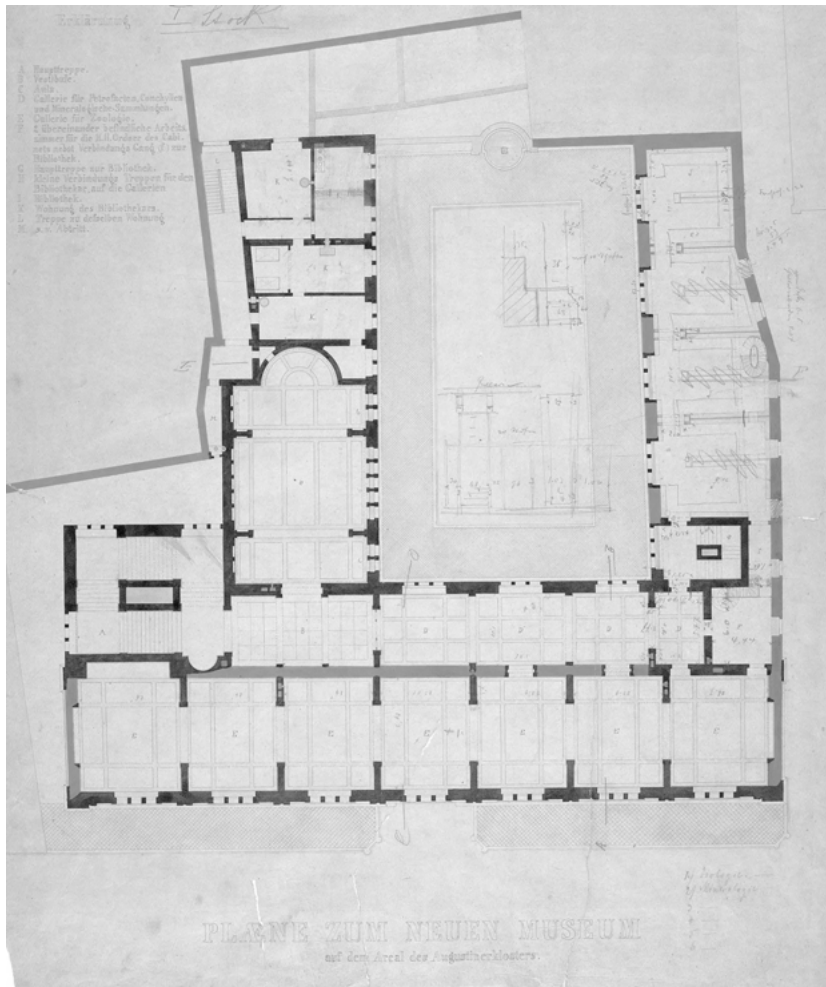
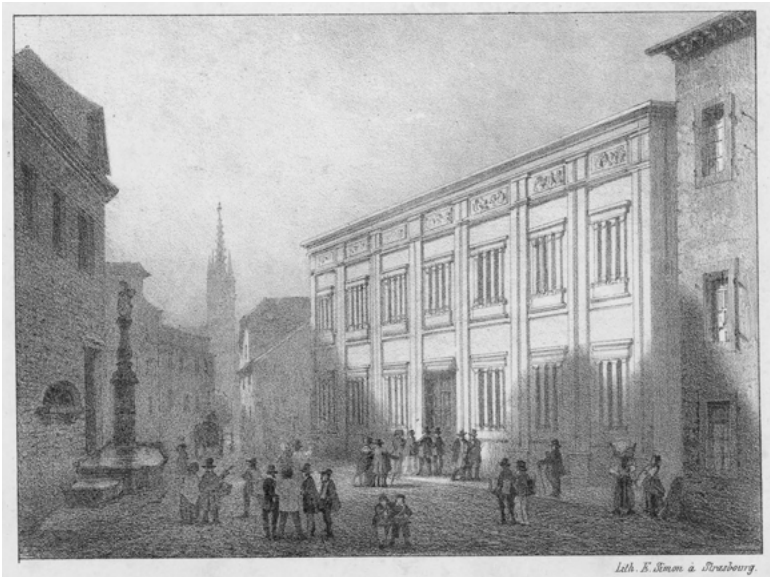


Abb. 11: Ansicht von der Augustinergasse auf die Hauptfassade des neuen Museums.



3.6 STETER WANDEL (1850–2021)

Peter Merian blieb bis zu seinem Tod 1883 Direktor des Museums. Unter seiner Leitung entwickelte sich die naturhistorische Abteilung zum Hauptsammelungsgebiet des Museums an der Augustinergasse. In den 1850er-Jahren kam es zu einer zunehmenden Spezialisierung in den einzelnen Sammlungsgebieten. Imhof übernahm die Aufsicht über die entomologische Sammlung, Christoph Burckhardt (1810–1875) die zoologische und Albrecht Müller (1819–1890) die mineralogische. Ihnen stand ab 1855 der aus dem Kanton Bern stammende Ludwig Rütimeyer (1825–1895) als Professor für vergleichende Anatomie und Zoologie zur Seite. Für dessen Berufung auf den dank der finanziellen Unterstützung der Freiwilligen Akademischen Gesellschaft eingerichteten Lehrstuhl hatte sich einmal mehr Merian persönlich eingesetzt. 1854 konnte Schönbein den Unterricht in der Physik an den Berliner Gustav Heinrich Wiedemann (1826–1899) abgeben. Bei Wiedemann kam es weder zur Berufung noch zur Ausschreibung, sondern er wurde von Merian per Dekret zum Professor der Physik

ernannt.¹⁷¹ Schönbein konnte zunehmend auch seine Lehrverpflichtung abgeben, denn es stand ihm ab 1861 mit Christoph Friedrich Goppelsroeder (1837–1919) als Privatdozenten für Chemie ein Stellvertreter für den chemischen Unterricht zur Verfügung. Nach Schönbeins Tod 1868 folgte der aus Lausanne stammende Jules Piccard (1840–1933) auf den Lehrstuhl für Chemie. Er leitete zusammen mit Eduard Hagenbach-Bischoff (1833–1910), der 1863 die Nachfolge von Wiedemann als Professor der Physik übernommen hatte, die chemische und physikalische Abteilung im Museum. Die zunehmende Eigenständigkeit der naturwissenschaftlichen Lehrstühle widerspiegelte sich auch im neuen Universitätsgesetz von 1866 und der Schaffung einer eigenen mathematisch-naturwissenschaftlichen Abteilung innerhalb der Philosophischen Fakultät.¹⁷² Auch in den Sammlungsräumen ereigneten sich in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts zahlreiche Veränderungen. Mit dem Auszug der mittelalterlichen Sammlung 1856 in ein neues Gebäude sowie der Eröffnung der Kunsthalle 1872 als neuer Ausstellungsraum für Kunstwerke erhielten die naturhistorischen Gegenstände zunehmend Raum im Museum. 1874 erfolgte der Auszug der Chemie und der Physik in das eigens für die Naturwissenschaften, mit Ausnahme der Zoologie, gebaute Bernoullianum, in dem auch die Astronomie, die Meteorologie und später die Geologie eigene Abteilungen erhielten.¹⁷³ Da der amphitheatrische Hörsaal nun nicht mehr für den Unterricht benötigt wurde, erfolgte 1878 sein Umbau zum Ausstellungsraum für die Reptiliensammlung. Unter Rütimeyer, der die Position als Präsident der Museumskommission von Merian übernommen hatte, entstanden die ersten Pläne für einen Gesamtneubau. Rütimeyer empfand die Situation an der Augustinergasse, in der die Sammlungen gleichzeitig als öffentliche Schau- wie auch als wissenschaftliche Forschungssammlungen genutzt wurden, zunehmend als unbefriedigend. Er forderte ein eigenes naturhistorisches und zoologisches Museum. Die Pläne kamen allerdings nicht zur Umsetzung. Hingegen wurde 1894 das Historische Museum in der Barfüsserkirche eingeweiht. 1897 folgte die Eröffnung des neuen Gebäudes für die Universitätsbibliothek. In einem Erweiterungsbau an der Augustinergasse fanden ab 1917 die Abteilungen für Volkskunde und Völkerkunde als Vorläufer des heutigen Museums der Kulturen einen neuen Auf- und Ausstellungsort. Um 1925 erfolgte erstmals nach 100 Jahren mit der Anlage einer pharmazie-historischen Sammlung, aus der später das Pharmazie-Historische Museum hervorging, die Gründung einer eigenen musealen Sammlung

171 | Zu den Neubesetzungen der Lehrstühle vgl. Simon: Naturwissenschaften in Basel im 19. und 20. Jahrhundert, S. 10–12.

172 | Ebd.

173 | Huber, Dorothee, Christian Simon, Willem B. Stern: Das Bernoullianum – Haus der Wissenschaften für Basel. Basel 2011.

durch die Universität Basel.¹⁷⁴ Die Kunstgegenstände blieben noch zu einem Großteil bis zur Eröffnung des Kunstmuseums 1936 an der Augustinergasse. Ein Jahr später erfolgte mit der Einrichtung der Philosophisch-Naturwissenschaftlichen Fakultät auch die vollständige Trennung der Naturwissenschaften von den Geisteswissenschaften an der Universität Basel. Nach mehreren Umbauten an der Augustinergasse im Laufe des 20. Jahrhunderts befinden sich gegenwärtig die naturhistorischen Sammlungen noch immer im Naturhistorischen Museum an der Augustinergasse. Waren bei der Gründung gerade einmal zwei Professoren und ein Abwart für die Aufsicht über das Naturwissenschaftliche Museum zuständig, beschäftigt das Naturhistorische Museum heute über 80 Personen, vom Kassenteam über die Aufsicht bis zur Leitung der verschiedenen Abteilungen und der Direktion. Es beherbergt über 7,7 Millionen Objekte. Für den Betrieb steht ein jährliches Budget von über 8,4 Millionen Franken zur Verfügung. Dazu kommen weitere Beiträge in Form von Unterstützungsbeiträgen durch Privatpersonen oder gemeinnützige Gesellschaften. Auch zeichnet sich das Naturhistorische Museum nach wie vor als wissenschaftliche Lehr- und Forschungsinstitution aus. Als staatliches Museum hat es auch einen offiziellen Bildungsauftrag. 100 000 Personen besuchen jedes Jahr die Ausstellungen im Museum, wobei von diesen ein Großteil auf die rund 1 300 Schulklassen zurückzuführen ist.¹⁷⁵ 2013 stimmte die baselstädtische Regierung einem Projekt für einen Neubau für das Naturhistorische Museum zu. Die geschätzten Kosten belaufen sich auf über 123 Millionen Franken. Wenn alles planmäßig verläuft, soll das neue Naturhistorische Museum 2021 und somit 200 Jahre nach der Eröffnung des Naturwissenschaftlichen Museums im Falkensteinerhof seine Tore öffnen.¹⁷⁶ Noch weiter als das Naturhistorische Museum haben sich die Naturwissenschaften an der Universität Basel entwickelt. An der Philosophisch-Naturwissenschaftlichen Fakultät bestanden 2014 rund 100 Professuren, verteilt auf neun einzelne Departements. Sie beschäftigten eine kaum mehr zu überblickende Zahl an Mitarbeitenden vom Haustechniker über Forschungsangestellte bis hin zu den Geschäftsführenden in den einzelnen Fachabteilungen. Ihnen stehen finanzielle Mittel in Höhe von mehreren hundert Millionen Franken zur Verfügung. Jährlich schreiben sich über 3 000 Studierende für ein Studium der Naturwissenschaften an der Universität Basel ein. Noch immer ist die Universität Basel auch eine Sammlungsinstitution und

174 | Zur Geschichte des Pharmazie-Historischen Museums vgl. Kessler, Michael, Flavio Häner: Das Pharmazie-Historische Museum der Universität Basel. In: 150 Jahre Basler Apothekerverband, hg. v. Basler Apotheker Verband. Basel 2012, S. 21–27.

175 | Jahresbericht des Naturhistorischen Museum Basel 2013, online unter www.nmb.bs.ch/gzd_nmb_jahresbericht_2013_v2.pdf [Stand: 31.10.2016].

176 | Ratschlag für die Projektierung des Neubaus Naturhistorisches Museum beim Bahnhof St. Johann. Regierungsratsbeschluss vom 29. Januar 2013, online unter www.grosserrat.bs.ch/dokumente/100375/000000375065.pdf [Stand: 31.10.2016].

unterhält neben der Universitätsbibliothek, dem Anatomischen Museum, dem Pharmazie-Historischen Museum und dem Botanischen Garten an die 30 wissenschaftliche Forschungs- und Lehrsammlungen.¹⁷⁷ In den Sammlungen der Universität wie auch in jenen des Naturhistorischen Museums befinden sich Hunderte, wenn nicht sogar Tausende Objekte aus den heute historischen Sammlungen von Platter, Stehelin, Annoni, Bruckner, d'Annone, Frey, Bernoulli, Merian und wie sie alle heißen mögen. Während einige der Sammlungen oder einzelne Objekte nach wie vor in der akademischen Lehre und Forschung verwendet werden oder in den Ausstellungen des Naturhistorischen Museums zu sehen sind, laufen andere aufgrund der Verschiebung von Forschungsinteressen Gefahr, vollständig in Vergessenheit zu geraten. Durch die museologische und sammlungsbezogene Wissenschaftsgeschichte können die historischen wissenschaftlichen Sammlungen und ihre Gegenstände aber noch immer zu neuen Erkenntnissen und neuem Wissen führen. Gleichzeitig werden sie durch die Erforschung vor dem Vergessen und damit auch vor dem endgültigen Verschwinden bewahrt.

3.7 FAZIT

Schon seit seiner Eröffnung hatte das Naturwissenschaftliche Museums die Funktion einer öffentlichen Lehr- und Forschungsanstalt. Unterstützung erhielt die neue Institution von zahlreichen Privatpersonen, die dank des Museums ihrem Interesse an der Naturforschung oder am Sammeln von Naturgegenständen nachgehen konnten, ohne eine eigene Sammlung unterhalten zu müssen. Mit dem Tod von Hieronymus Bernoulli und seinem Vermächtnis war das Naturwissenschaftliche Museum nun die größte und praktisch einzige in der Stadt Basel vorhandene Sammlung mit Naturgegenständen. Damit hatte sich das Naturwissenschaftliche Museum bis in 1830er-Jahre auch als eine öffentliche Sammlungsinstitution etablieren können. Eine vergleichbare unterstützende Haltung der Bürgerschaft zur Förderung der öffentlichen Sammlungen war im Bereich der Kunst und Antiquitäten noch bei Weitem nicht entwickelt, denn die öffentliche Sammlung von Kunstwerken in der Bibliothek bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts erhielt kaum nennenswerte Erweiterungen. Im Zuge der Kantonstrennung und den damit verbundenen Verlustverfahren hatte sich ein neues Bewusstsein für die Besitztümer im Museum und in der Öffentlichen Bibliothek als Allgemeingut der Basler Bürgerschaft ausgebildet. Die Gründung des Museums an der Augustinergasse erfolgte nicht zuletzt

177 | Im Jahr 2013 erfolgte auf Initiative des Pharmazie-Historischen Museums eine Bestandsaufnahme der Universität Basel vorhandenen Sammlungen. Ergebnisse der Bestandsaufnahme finden sich in: Uni Nova – Wissenschaftsmagazin der Universität Basel. 122 (2013).

aus dem Bedürfnis, den Fortbestand der wissenschaftlichen Sammlungen und Kunstgegenstände in der Stadt und im neuen Kanton Basel zu sichern. Der monumentale Bau ist damit als Ausdruck eines neuen Selbstbewusstseins der Bürgerschaft der Stadt zu deuten, in dessen idealer Vorstellung die Pflege von Wissenschaft und Kunst einen integralen Bestandteil ausmachten. Damit wandelte sich auch das Sammeln von einer privaten Beschäftigung zu einer kulturellen Praxis mit dem Ziel, in Form des Museums den Bildungs- und Wohlstand der ganzen Bürgerschaft zu repräsentieren und die gesamte Gesellschaft wie auch die zukünftigen Generationen am gesammelten Reichtum und Wissen teilhaben zu lassen.